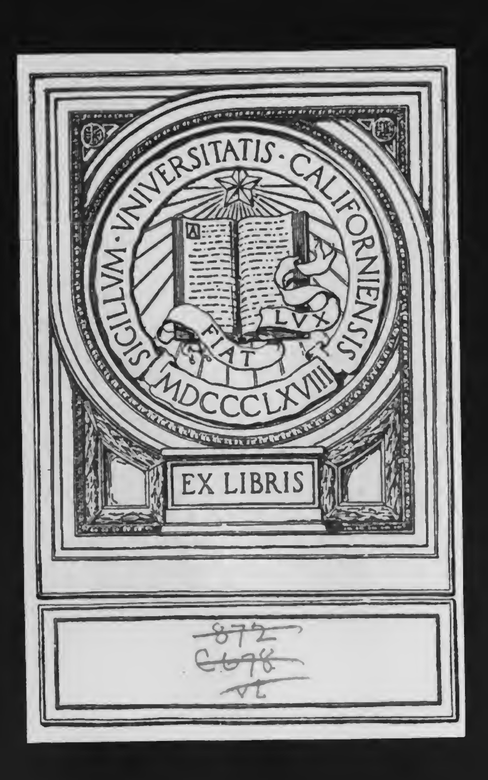
Vor Tau und Tag

Clara Viebig


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Vor Tau und 

Vierte Auflage

Von **C. Viebig** sind folgende Werke im Verlage von Egon Fleischel & Co. / Berlin W / erschienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunst / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das schlafende Heer / Einer Mutter Sohn / **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Rosenkranzjungfer / Naturgewalten / **Theater:** Barbara Holzer. Schauspiel / Pharisäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Vor Tau und Tag

Novellen

von

C. Viebig



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1907

Über den Bergen lagern die Wolken, in den Thälern schweben Nebel. Grau ist alles, ohne Farbe. Der Himmel ist auch grau, keine Sterne mehr, die sind schon verblichen, und doch noch keine Sonne.

Langsam rührt sich ein Wind und hebt die schlaffen Blätter der Bäume, sie zittern an den schwanken Stielen. Im Osten wird's heller, über dem höchsten Berggipfel beginnen sich die Wolken zu röten. Tau sammelt sich. Die Blumen öffnen verlangend ihre Kelche, sie möchten sehnsüchtig verweinte Augen aufschlagen.

Ein Schauern geht durch den Wald, ein bebendes Erwarten. Und dabei schweigt alles. Kein Atemzug, bang-seliges Gespanntsein — was wird, was kommt?! Kommt sie, die große Sonne, mit allmächtiger, belebender Liebesfülle? Wird sie das Grau mit Strahlen überfluten? Jetzt — jetzt — ist sie da?! Oder rötet sich der Himmel nur, und sie kommt nicht hervor, läßt sich nur ahnen hinter Wolken?

Wer weiß es — vor Tau und Tag?

Vor Tau und Tag

Seit acht Tagen wohnten sie sich in der engen Dorfstraße gegenüber.

Man nahm nicht viel Notiz von einander. Doktor Dorn lag am Morgen im Fenster und sah ihr nach, wenn sie rasch die Gasse hinunterschritt. Er fand, daß sie eine schlanke Gestalt hatte und einen festen Nacken — das war alles. Sie anzureden, hatte er keine Lust; was sollte er mit Frauenzimmern? Die kurze Ferienzeit wollte er genießen und nicht den Galanten spielen — wozu? Man muß im Leben immer fragen: „Wozu?" War sie nicht amüsant, so langweilte er sich mit ihr, war sie zu amüsant, verliebte er sich am Ende gar in sie — hier in dieser Einsamkeit nicht unmöglich — und wozu beides?

Doktor Dorn pfiff leise und betrachtete sinnend den goldenen Verlobungsring an seinem Finger; nein, er liebte die Braut nicht, die ihm nun einmal das Geschick in die Arme getrieben hatte! Aber trotzdem, das junge, gesunde Mädchen würde eine gute Mutter seiner Kinder

abgeben — sie würden deren eine Menge in die Welt setzen, ruhige, gesunde Kinder, nicht aus der Leidenschaft geborene; normale Menschen, aus verständiger Überlegung gezüchtet. Nebenbei war Fräulein Anna Bröker in besten Vermögensverhältnissen, und er brauchte Geld. Er wußte, was es heißt, rechnen müssen, er war damit aufgezogen; Philosophie ist kein Brotstudium, das Privatdozententum keine fette Pfründe. „Du mußt ein vermögendes Mädchen heiraten," hatten seine Eltern gesagt; jetzt waren die lange tot, aber ihr Wort war geblieben.

Er würde nun reich heiraten — selbstverständlich — nur noch ein bißchen warten, ein bißchen warten! Ihm graute mitunter vor dem hübschen Puppengesicht seiner Braut; das würde er dann sein ganzes Leben lang neben sich sehen, tagsüber an seinem Tisch, selbst des Nachts im Schlaf an seiner Seite. Man gewöhnt sich freilich an so etwas. Und doch war ihm ordentlich leicht, die acht Tage allein hier in dem verlorenen Bergnest.

Eine verrückte Idee, sich hier festzusetzen! Aber daß andre Leute ebenso verrückt waren, das zeigte drüben die schlanke Braune; jedenfalls hatte sie kein Geld, sonst wäre sie in einen Kurort gegangen, Frauen lieben die Einsamkeit nicht. Und doch schritt sie so fest und sicher auf ihren Füßen über das holprige Pflaster, als sagte jeder Tritt: „Ich bin allein auf mich angewiesen, ich brauche auch niemand!"

Wer war sie eigentlich?

In einer Nacht träumte Dorn, er wußte am Morgen selbst nicht mehr recht, was; er besann und besann sich, er brachte den Traum nicht mehr zusammen. So viel war gewiß, ein ungeheures Etwas hatte sich im Schlaf über ihn gesenkt; mit festen raschen Schritten war's auf ihn zugekommen, hatte eine Hand nach ihm ausgestreckt — groß, gespenstisch und doch greifbar — er hatte sich geschüttelt und gewehrt: nein, nein! Das Etwas blieb. Lastend wie ein Schicksal drückte es ihm die Brust, die Stirn — mit einem Schrei war er emporgefahren. Diese verfluchten Nerven!

Er biß sich auf die Lippen und zwirbelte den Schnurrbart. Er war ärgerlich und stand zerschlagen auf mit einem lahmen Gefühl in den Gliedern; dann setzte er sich hin und schrieb seiner Braut in's Seebad, keinen feurigen Bräutigamsbrief, aber sie war ja zufrieden so. Sie war durchaus ein verständiges Mädchen, ein Mädchen, mit dem sich eine gute Ehe führen läßt.

Draußen war's heiß, in dem niedrigen Zimmer eine unerträgliche Schwüle. Matte Fliegen krochen über den Tisch und klebten sich an Händen und Stirn fest. Drüben, jenseits der Gasse im Schulhaus, sagten die Kinder alle zusammen eintönig einen Vers her, sie plärrten ihn larmoyant im Kirchenton; dazwischen schlug der Lehrer auf den Tisch und schrie: „Deut—li—cher! Noch einmal, noch einmal!"

Ein Karren, mit Dung beladen, holperte vorbei; gerade vorm Haus blieben die zwei mageren Ochsen stehen und brüllten, die Räder quietschten, der Dung-

geruch zog in's offene Fenster — unerträglich! Doktor Erich Dorn griff nach Hut und Stock: in's Freie!

Es war schon spät, kein Morgen mehr, heißer verschlafener Vormittag. Grell beleuchtet gucken die Berge über die Häuserdächer, am Himmel runde weiße Wolkenballen; die Augen thun einem weh, und doch ist keine Sonne. Die Luft dick, die Kohlblätter und das Kartoffelkraut in den Gärten schlaff wie schmutzige Wäsche.

Hinter'm Dorf, wo der Wald anfängt, stand der Mann still und wischte sich den Schweiß von der Stirn; langsam setzte er dann Schritt vor Schritt, es ging steil bergan. Auch hier keine Kühlung; die Bäume so dicht, daß kein Himmel hindurchsieht, und doch lastende Schwüle. Träg kriechen schwarze Käfer und große Ameisen über den Weg, sie sind nicht so eilig wie sonst, sie scheinen matt; an den Tannenstämmen sickert zäh ein Harztropfen nach dem andern herunter. Endlos dehnt sich der Weg, immer wieder steigt er; der Gipfel des Berges scheint heute unerreichbar, und doch würden oben vielleicht frischere Lüfte wehen, Dunst und Hitze unten geblieben sein — aber vielleicht nur, vielleicht! Wozu dann die Anstrengung?

Müde ließ sich Dorn auf eine Bank am Weg fallen. Den Kopf lehnte er hintenüber an den Stamm der alten Buche und schloß die Augen. Es summte ihm in den Schläfen, und im Herzen hatte er ein merkwürdiges Nagen. Er dachte an seine verstorbene Mutter; er entsann sich wohl, er hatte ihr als Kind einmal im

Schoß gelegen — 's war ein heißer Tag wie heut — erst hatte er gedankenlos in den blauen Himmel gestiert, und dann waren ihm die Augen zugefallen. Leise hatte sie gesungen und ihn eingelullt mit einer schläfrigen Melodie. Die Worte hatte er ganz und gar vergessen, kindische Worte jedenfalls, nur der Refrain einer jeden Strophe schwebte ihm unklar vor:

„Und wenn das Kind erwacht,
Dann — dann —“

Ja, was dann?! Ein Stück Kuchen wohl oder sonst etwas Schönes, wie man es eben Kindern verspricht.

Der Mann lächelte; das Lächeln kleidete seinen weichen Mund gut, unter den Augen hatte er dann Fältchen wie eine nervöse Frau. Er lächelte und seufzte und öffnete die Lider nicht; die Stille umher hatte etwas Süßes, Erwartungsvolles. Sein Herz pochte wie vor einem seligen Augenblick, matt senkte es sich ihm auf den Leib, lässig zugleich und unwiderstehlich, angenehm und peinlich; er mochte nicht aufblicken, den Zauber nicht zerstören. Gleich mußte die Melodie anheben, sie zitterte heimlich in der Luft, sie bebte im eintönigen Zirpen der Grille — still, still!

„Und wenn das Kind erwacht,
Dann — dann —“

Halt, was war das?! Ein Schritt, rasch, fest! Er öffnete die Augen.

Vor ihm stand die Nachbarin von jenseits der Dorfgasse. Der Hut hing ihr im Nacken, unter dem einfachen Kleid steckten die Füße in derben Lederschuhen.

Sie kam ihm so groß, merkwürdig hoch vor; verlegen sprang er auf, ein „Guten Tag“ und eine Entschuldigung murmelnd.

Ohne Verwirrung, ruhig, mit einem lässigen Kopfneigen dankte sie ihm, dann sagte sie: „Sie erlauben wohl?“ und ließ sich am anderen Ende der Bank nieder, den Arm auf die Lehne gestützt.

Er sah sie von der Seite an — nicht mehr jung, die Augen dunkel umschattet, gar nicht schön und doch anziehend, der Mund herb und doch mit vollen Lippen. Sie saß regungslos, ihr gerades Profil hob sich, scharf wie eine Gemme, vom dunklen Blätterhintergrund ab; es reizte ihn, sie immer wieder anzusehen; er mußte an die Sphinx denken, deren rätselhafter Ausdruck den Forscher lockt. Hinter dieser breiten Stirn, unter diesen schweren Lidern mußten Gedanken wohnen; das war kein Puppengesicht. Artig wendete er sich ganz nach ihr hin und lüftete den Hut: „Gestatten Sie, mein Name ist Dorn, Erich Dorn, Privatdozent!“

„Irene Lang!“

Wie tief ihr Organ klang! Es war etwas Müdes, Verhaltenes drin; oder war's die Hitze, die den Ton drückte?

Irene Lang —?! Es ging ihm im Kopf herum, wo hatte er den Namen doch schon gehört, diesen etwas gesuchten Vornamen und den ganz gewöhnlichen Nachnamen? Richtig! Zu Hause hatte ihm ein litterarisch angehauchter Freund begeistert von dem Novellenband einer jüngst aufgetauchten Schriftstellerin erzählt — man

versprach sich viel von ihr — und seine junge Braut, die zufällig zugegen gewesen, hatte ihm nachher errötend gestanden, daß auch sie das Buch gelesen. „Aber nur die erste Geschichte," versicherte sie mit allerliebster Verschämtheit — „da hatte ich genug. O Gott im Himmel, wie kann eine Frau nur solche Geschichten schreiben — so was zu denken, ist schon zum Totschämen!"

„Es ist der Notschrei eines verlangenden Herzens," so hatte der Freund gesagt.

Irene — Irene Lang — also das war sie?! Eine Art Scheu kam über Erich Dorn, eine unangenehme Empfindung; das plötzlich erwachte Interesse an der Fremden erlosch jäh, wie es gekommen. In seinen Mußestunden gab er sich auch mit Belletristik ab, daher waren ihm schriftstellernde Weiber von vornherein unsympathisch. „Ich könnte nie eine Frau heiraten, die besser schreibt als ich," hatte er sich oft gestanden. Nun, bei seiner kleinen Braut kam er wohl nicht in die Verlegenheit — Herr des Himmels, wie trocken waren deren Briefe!

„Es ist heiß heute," sagte die Fremde jetzt, „ich bin müde!" Man konnte es ihr glauben; sie war bleich, die Mundwinkel etwas schlaff heruntergezogen, auf der Stirn unter dem weichen braunen Haar perlten große Schweißtropfen.

„Sie kommen vom Berg herunter?" fragte er.

„Ja, ich war oben!" Ihr matter Blick belebte sich plötzlich, ein Ausdruck von Spannung trat in ihr Gesicht, langsam stieg die Röte in die blassen Wangen. „Der Tag ist so wolkenverhangen und drückend, die

Nacht lag es mir wie ein Alp auf der Brust; ich sehnte mich, die Sonne zu sehen, drum kletterte ich auf den Berg — als ob die da oben schiene, wenn sie hier unten nicht scheint! Ich stand und stand oben und sah mich vergebens um.“ Sie lachte kurz. „So wartet man und wartet man; man verwartet sein ganzes Leben!“

Eigentümlich betroffen sah Dorn sie an; hatte er selbst nicht auch den ganzen Morgen die gleiche Empfindung gehabt? Eine wahre Sehnsucht empfunden, aus den Wolken heraus die Sonne zu sehen, eine Spannung auf das, was kommen mußte! — Und wenn das Kind erwacht dann — dann —

Wie sie dasaß, den Oberkörper leicht vorgeneigt, den Mund halb geöffnet, die Hände lässig im Schoß! So sitzt man in lauschender Erwartung. Sie schien ihm schön, ohne daß sie es war; ein geheimnisvoller Faden spann sich von ihr herüber zu ihm; er fühlte es und freute sich darüber. Es würde sich gut mit ihr verkehren lassen hier in den einsamen Tagen; auch gut mit ihr wandern, sie war keine Zierpuppe, sondern von kräftigem Wuchs, und die Falte zwischen den dunklen Brauen sprach von Nachdenken. Das war ein Kamerad! Doktor Dorn ärgerte sich, daß er die Schlanke hatte acht Tage die Gasse vor sich herschreiten lassen, ohne ihr in den Weg zu treten.

„Wir sind ziemlich allein hier in dem entlegenen Bergnest,“ meinte er. „Menschen, die Amüsement suchen, sind auch nicht am Platz. Ist es Ihnen nicht einsam hier, Fräulein Lang?“

„Einsam?“ Sie sah ihn groß an. „Nein! Nicht einsamer als sonst immer.“

„Freilich — Sie haben ja Ihre Gedanken, wie konnte ich fragen? Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen meine Annerkennung ausspreche; ich weiß sehr wohl, mit wem ich die Ehre habe — Irene Lang — ein Freund, auf dessen litterarisches Urteil ich viel gebe, hat mir kürzlich mit Begeisterung von Ihrem Novellenbuch gesprochen. Selbst habe ich es leider noch nicht gelesen, aber ich werde es nachholen, rasch nachholen; jedenfalls werde ich dem Urteil beipflichten!“

„So? Das glaube ich nicht. Dem Buch fehlt etwas!“ Sie schlug die Augen nieder, während sie sprach; ein mädchenhafter schüchterner Ausdruck ließ ihr Gesicht jünger erscheinen, die stolze Gestalt sank in sich zusammen. „Ich bin nicht zufrieden mit dem Geleisteten, ich könnte Andres schaffen, Besseres! Ha —“ ihre Brust dehnte sich, die Flügel der kräftigen Nase zitterten leicht, ein glänzendes, hoffnungsfreudiges Aufleuchten zog über ihr Gesicht — „ich würde Besseres schaffen, wenn — wenn —!“ Sie atmete rasch, dann stockte sie plötzlich.

„Nun? Wenn — wenn —“ drängte er.

„O, nichts!“ Sie schüttelte den Kopf und stand dann hastig auf. „Ich gehe jetzt nach Hause, es ist Mittagszeit. Adieu!“

Mit ausgestreckter Hand sprang er auf. „Sagen wir auf Wiedersehen, Fräulein Lang! Auf gute Nach-

barschaft, ja?“ Er sah sie bittend und lächelnd an. „Wir sind hier, wie zwei Verschlagene auf einer Inselklippe; statt des Meeres rauschen grüne Wälder um uns, und die Welt liegt hinter Bergen untergegangen. Ich meine, wir könnten hier ein bißchen zusammenhalten — ja, wollen Sie?“

Sollte man es dem klugen Rechenmeister, dem praktischen Philosophen zutrauen, daß er noch so viel vom großen Jungen an sich hatte? Zuweilen kam der noch zum Vorschein, und dann war Doktor Dorn sehr liebenswürdig.

„Ja, wollen wir morgen zusammen hier auf den Berg steigen und die Sonne suchen? Vielleicht scheint sie uns! Ein Gewitter muß bald Klärung schaffen, die Luft ist drückend schwül.“

„Ja!“ Sie atmete schwer, und dann legte sie ihre Hand in die seine; bis in die Fingerspitzen fühlte er das Blut unter der glatten Frauenhaut klopfen. „Auf Wiedersehen!“

Sie ging mit raschen festen Schritten, und er sah ihr nach, bis der letzte Zipfel ihres Kleides verschwunden war. Kein Windzug machte das helle Gewand flattern, glatt und schwer wie ein schlaffes Segel hing es um die schlanke Gestalt.

Im Wald war es stumm, kein Insektengesurr, kein Blätterlispeln, bleiern die Luft — die Stille vor dem Sturm.

* * *

Erich Dorn hatte sich die Novellen von Irene Lang kommen lassen, der Freund hatte sie ihm besorgt. Nun lag es vor ihm, ein mäßiges Bändchen, schreiend gelb broschiert, wie die moderne Buchhändlerreklame es liebt. Mit spitzen Fingern legte der Mann den gelben Band auf den Tisch neben seinem Bett; er selbst warf sich in die Kissen und ließ das Licht brennen.

Nacht war's. Durch das offene Fenster flogen Motten in's Zimmer, grauschwärzliche mit dicken Leibern, und umspielten die flackernde Kerze. Laue, durchduftete Luft kam mitgezogen — sie duftete nach Wald, nach Heu, nach warmem Stall — dumpf brüllte eine Kuh auf, und eine Ziege meckerte gedämpft. Jetzt schrie drüben ein Kind, ein einziges Mal, schwach, halb im Schlaf; schon war's still, die Mutter drückte es wohl an die warme Brust und sang es ein. Alles nächtliche Laute, in sanftes Moll getaucht.

Verschwommenen Riesenlinien gleich, ragten die Berge zum Fenster herein, den Mann im Bett dünkten sie geheimnisvolle Schatten. Er stemmte den Ellbogen auf; so, halb sitzend, halb liegend, starrte er am flackernden Kerzenlicht vorbei in's Ungewisse — lange.

Ein Tag, zwei Tage, drei, vier, fünf Tage zogen an ihm vorüber, alle in jenes erwartungsvolle Grau getaucht — keine Sonne, kein Regen — man wußte nicht, was da werden wollte. Und sie immer an seiner Seite.

Auf den Berg waren sie miteinander gestiegen, gleich am ersten Tag. Sie hatten nicht viel gesprochen,

der steile Aufstieg nahm den Atem. Sie war vor ihm hergegangen mit weit ausholendem Schritt; das braune Haar, von Schweiß gefeuchtet, klebte in Ringeln im Nacken, unter der leichten Bluse zeichnete sich jede Bewegung ab. Oben hatte sie sich nach ihm umgedreht, das heiße Gesicht vom verwehten Haar umflattert; mit einer raschen Bewegung wies sie hinüber zu den grotesken Felsmassen, die tief in der Mulde ein dunkles kreisrundes Gewässer umschlossen.

Als hätten Riesenhände hier Ball gespielt, so lagen Blöcke und Zacken versteinerter Lava auf der dürren Halde, hierhin geworfen, dorthin geworfen, Zeichen einer Vergangenheit. Und das Wasser unten, glatt, schwer wie flüssiges Pech.

Sie sagte nichts, nur ihr Auge leuchtete; es sprach deutlich: „Wie schön! Fühlst du's mit mir?“ Und er fühlte es mit ihr.

Ziehende Wolken über ihnen, tiefste Schatten im dunklen Spiegel; geheimnisvoll grau die Ferne, alle Berge verschwommen, von Thälern nichts zu sehen.

So saßen sie stumm nebeneinander unten am Rand auf dem mageren Rasen, aus der weiten Welt hier zusammengeweht — ganz allein. Kein Vogelruf, kein Froschgequak, tot der Spiegel des Wassers, tot die schwärzlichen Felsblöcke rundum; nur die Herzen nicht tot, die nebeneinander pochten.

Langsam erhob sich die Frau und kletterte über's Geröll ein Stück aufwärts. Dort stand sie auf dem Zacken, ein Wind hatte sich aufgemacht und blähte ihr

dunkles Tuch; den Kopf vorgeneigt, stand sie sinnend. Wieder dies lauschende Erwarten im Ausdruck!

Der Mann war ihr mit dem Blick gefolgt, er konnte ihn nicht wenden — was sie wohl dachte? Er mußte sie sprechen hören. „Was denken Sie?“ rief er ihr zu und erschrak dann fast vor der eignen Stimme; was ging's ihn an, — war es nicht indiskret, so zu fragen?

„Ich?“ Sie wendete den Kopf nicht nach ihm, mit einem starren tiefen Blick schien sie sich gleichsam in die Landschaft einzubohren; als spräche sie allein zu sich, so fielen ihr die Worte von den Lippen. „Wenn ich ein Maler wäre, ich würde das hier malen, so grau in der Ferne, die schwärzlichen Felsen ringsum, das tote Wasser und den armen Rasen, am Himmel die jagenden Wolkenballen. Eine bleierne Luft müßte über dem Bild sein — man müßte die fühlen — und drunter schrieb ich: Melancholie! — weiter nichts.“

„Oder eine Gestalt müßte auf dem Felsen stehen,“ fiel er hastig ein — „so wie Sie da oben stehen, den Kopf lauschend geneigt. Eine große Frauengestalt mit spähenden Augen, vom dunklen Mantel umflattert. Und drunter schrieb ich: Sehnsucht!“

„Sie haben recht,“ sagte sie langsam und kam über's Geröll wieder auf ihn zu; vor ihm stehend, sah sie ihm voll in die Augen. Wir verstehen uns; ein Tag, gemeinsam in der Natur, bringt die Menschen einander näher als ein Jahr zwischen den Mauern der Stadt. Wir verstehen uns.“

Von da ab war sie ganz freundschaftlich mit ihm gewesen, so, als ob sie ihn schon länger gekannt hätte. Keine Spur von Gefallsucht in ihrem Wesen oder von Unweiblichkeit; sie war nur frei und offen. Daß sie noch Eltern hatte, wußte Dorn bald, alte einfache Leute im engen Rahmen der Provinzialstadt. Voller Pietät gedachte die Tochter ihrer, mit Begeisterung aber sprach sie von ihrer Kunst. Da flammte ihr Auge auf in schönem Feuer, ein sehnsüchtiges Licht brannte darin; die eine Hand in den Falten des Kleides geballt, die andre gegen die Brust gepreßt, mit fliegendem Atem wünschte sie sich an's Ziel, das Ziel, etwas Großes zu leisten. „Und —“ ihre Lippen öffneten sich durstig, ein zitternder Klang war in ihrer Stimme — „ich frage mich oft bang: werd' ich's erreichen?“

„Gewiß, Sie werden!“ Er sah sie bewundernd von der Seite an; so gefiel sie ihm ausnehmend mit den weltentrückten Augen und der fiebernden Glut auf den Wangen. Er hörte ihr rasches Atmen neben sich und spürte die Wärme, die von ihr ausging. Es war keine Schmeichelei, die ihm die Worte auf die Lippen drängte: „Sie werden, Sie müssen viel erreichen! So sieht nur jemand aus, so empfindet nur der, dem das Geschick einen besonderen Kuß auf die Stirn gedrückt hat. Wir werden Ihren Namen noch feiern. Sie haben schon Aufsehen erregt; in kurzer Zeit, was wird da sein?“

„Nichts,“ sagte sie hart und maß ihn mit einem seltsamen Blick. „Nur wenn die Sonne, die uns allen

im Leben einmal scheinen sollte, auch mir scheint, dann — dann werde ich das Ziel erreichen! In der Dämmerung wird man nichts, da bleibt man ewig eine Frage ohne Antwort."

Ein merkwürdiges Frauenzimmer! Die Nacht nach dem Spaziergang hatte Dorn nicht gut geschlafen, mit Ungeduld wartete er auf's Morgengrauen; er hatte dann dem Freund geschrieben, ihm sofort den Novellenband von Irene Lang zu schicken. Er mußte den lesen, eine neugierige Spannung quälte ihn.

Und nun war das Buch da.

Der Mann im Bett faßte nach dem gelben Band und rückte sich das Licht näher.

„Vor Tau und Tag", das war der Gesamttitel.

Und nun las er. Sein dunkler Kopf blieb gleichmäßig in derselben Stellung; ob das Genick nicht schmerzte? Das Licht brannte tief herab, die Flamme flackerte im Zugwind, verbrannte Motten lagen am Fuß des Leuchters; die Hand, die das Buch hielt, zitterte leicht — er las. Draußen tutete der Nachtwächter in sein Horn und stampfte die Gasse hinunter. Er hörte es nicht.

Da war derselbe wolkenverhangene Himmel über diesen Geschichten, wie er gestern und vorgestern und alle Tage schon hier über den Bergen gehangen. Ein Frösteln, ein Schauern ging durch diese Zeilen, wie es die Natur hat auf der Scheide zwischen Nacht und Morgen; ein leidenschaftliches Erzittern in Busch und Baum, tief neigen sich die Blumen, den befruchtenden

Tau im Schoß zu empfangen — aber er fällt noch nicht, er hängt fest in den Nebeln der Nacht, die Sonne geht noch nicht auf.

Vor Tau und Tag! Das war freilich keine Lektüre für die runden blauen Augen von Anna Bröker. Unwillkürlich mußte Dorn an seine Braut denken; ob die je wohl so etwas empfunden hatte, wie es hier in diesem Buch empfunden war, das, durchtränkt von leidenschaftlichem Sehnsuchtsgefühl, wie ein Notschrei aus Weibesseele gellte? Alles zittert, drängt dem Licht entgegen — vor Tau und Tag.

Da — die Kerze flackerte noch einmal auf und erlosch. Das Buch war zu Ende.

Draußen krähte ein Hahn, scharf gellend; er stand wohl auf dem Zaun und schlug mit den Flügeln. Im Nachbarhof antwortete der zweite, ein andrer in der Ferne; der Schall pflanzte sich fort in's Weite. Ueber das holprige Pflaster der Gasse trabte ein Frühaufsteher; in wunderbar trüber Farblosigkeit blickten die Berge in's Fenster. Morgengrauen. Durchfröstelt drückte sich der Uebernächtige fester in die Kissen, der gelbe Band fiel ihm aus der müden Hand; er zog die Decke bis an's Kinn.

Der neue Tag brach an.

Auf dem Frühstückstisch fand der Doktor einen Brief seiner Braut; schon von weitem glänzten ihm die steifen, regelmäßigen Schriftzüge entgegen.

„Lieber Erich!“ schrieb Anna, „da es doch eigentlich natürlich ist, wenn wir zusammen sind, und alle Bekannten

hier im Seebad fragen, wo Du eigentlich bist, haben wir den Entschluß gefaßt, unsern hiesigen Aufenthalt abzubrechen und zu Dir zu kommen. Die Eltern sind ganz einverstanden, Brautleute gehören doch zu einander, und nebenbei ist Gebirgsluft nach der See sehr gesund. Also, lieber Erich, wir reisen übermorgen von hier ab, am zwanzigsten August spätestens können wir bei Dir sein. Wir machen noch einen kleinen Abstecher über Köln, wo ich mir bei Pallenberg geschnitzte Möbel ansehen will, unser Eßzimmer muß alt-eichen sein, meinst Du nicht? Für den Salon finde ich rokoko am hübschesten; Du doch auch? Ich kann mir denken, wie Du Dich auf uns freust! Es grüßt und küßt Dich in Eile

Deine Anna."

„So?" Erich brachte nur das eine Wort hervor, und dann fuhr er sich durch die Haare und stand und starrte wie ein Ernüchterter auf das weiße Papier mit den regelmäßigen Buchstaben. Sie kam! Zorn wallte in ihm auf gegen das ruhige Puppengesicht; war's nicht genug, wenn er das sein ganzes Leben lang neben sich hatte, mußte es auch jetzt kommen und ihn stören? Am zwanzigsten! Und heut war der achtzehnte! Noch zwei Tage Freiheit, noch zwei Tage ungestörten Genusses. Was wohl Irene Lang sagen würde? Er hatte ihr wenig von seiner Braut gesprochen, kaum so, wie man eine gleichgültige Thatsache berichtet; sie hatte kaum gefragt, da war so viel andres, was sie miteinander zu reden hatten.

Eine Art Gier überkam ihn, sie zu sehen, zu sprechen; diese zwei Tage auszunutzen! Er riß den Hut vom Nagel und sprang in großen Sätzen wie ein Schulknabe über die Straße.

Er hatte das Nachbargrundstück noch nie betreten; im rauchigen Flur, unten an der hölzernen Stiege, kam ihm die alte Wirtin entgegen; sie maß den hübschen Mann mit wohlwollenden Blicken: „Ah, Sie sein den Herr von drüwen, den immer mit unsem Fräulein geht! Jao, jao, se is im Garten.“ Sie schob ihn durch den Flur, mit einem freundschaftlichen Puff stieß sie ihn durch die enge Thür an der Rückwand.

Er war im Garten, einem kleinen melancholischen Berggarten, mit dem knorrigen Birnbaum in der Mitte; am Zaun ein paar armselige Blumenbeete, verkümmerte Rosen drauf und zerzauster Eisenhut, dazwischen wucherndes Unkraut. Nach dem dunklen Flur blendete ihn draußen die Helle, zitterndes Licht tanzte ihm vor den Augen und streute grünrote Funken über den bewachsenen Weg — da stand sie, mitten im Garten unter'm Birnbaum.

Mit einem Aufleuchten im Gesicht sah sie ihm entgegen, sie hatte ein Lachen um den Mund.

„Sie? Ach Sie, so früh schon?!“

„Ich habe heut nacht Ihr Buch gelesen; die ganze Nachtruh' hat es mich gekostet —“ er faßte nach ihrer Hand — „ich habe mit Ihnen empfunden, Sie verstanden — vor Tau und Tag. Sie haben mich tief ergriffen!“ Er sah ihr mit einem halb bewundernden,

halb forschenden Blick in die Augen; erst hielten die ihren stand, dann senkten sich die Lider plötzlich, eine brennende Röte stieg ihr jäh von der Stirn herab über Wangen und Ohren bis zu dem festen Nacken. Er ließ den Blick nicht von ihr; ihre Verwirrung freute ihn, die machte sie jünger, weicher.

Ihre eine Hand, die schlaff an der Seite herunter hing, strich unsicher an den Falten des Kleides auf und nieder; die andre hielt er noch immer. Und jetzt kam ein Zittern in die schlanken Finger; er fühlte, wie sie in den seinen zuckten, wie sie strebten, sich freizumachen, wollten und doch nicht konnten. Jetzt — ein Ruck — sie hatte die Hand losgerissen. Den Kopf abgewendet, den Nacken über das Blumenbeet gebeugt, sprach sie mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Stimme, und doch war ein gewisser beklommener Klang darin: „Was Sie da sagen, freut mich. Ich gebe herzlich wenig auf das Urteil des Publikums; wenn es mit Steinen nach mir würfe, ich würde es verschmerzen. Ihr ablehnendes Urteil würde ich nicht verschmerzen. Es giebt so wenig Menschen, mit denen man sich versteht!“ Nun hob sie doch den Blick, sie hatte Thränen in den Augen.

Eine brennende Unruhe überkam ihn, die durchwachte Nacht hatte ihn nervös gemacht; in den Knieen fühlte er ein Beben, es stieß ihn vorwärts wie mit Kolben und hielt ihn dann wieder zurück. Sie gab viel auf sein Urteil — alles — hatte sie's nicht eben gesagt? — Ihr ablehnendes Urteil würde ich nicht verschmerzen! — Er bückte sich — allzutief brauchte er sich nicht

zu bücken, sie war mit ihm von gleicher Größe — und drückte seinen Mund auf die schlaffe Hand in den Kleiderfalten.

Der Kuß brannte, ein bebender Atemhauch streifte von ihm zu ihr, von ihr zu ihm. Leise rüttelte sich der Birnbaum und ließ welke Blätter herunterfallen; sie wehten auf die zu einander geneigten Scheitel da unten.

Lange Pause.

„Wollen wir jetzt gehen?“ fragte sie endlich. Mit einem scheuen Blick streifte sie den Mann.

„Ja.“

Demütig den Kopf gesenkt, schritt sie neben ihm her, über den bewachsenen Gartenweg, durch den dunklen Flur, hinaus auf die Gasse. Die alte Wirtin stand in der Thür und sah nach, bis die beiden schlanken Gestalten hinter'm letzten Haus verschwunden waren.

Sie waren den ganzen Tag miteinander, so heiter waren sie noch nie gewesen. Sie pflückten Blumen am Weg und sammelten Beeren wie die Kinder, sie jagten sich durch die Büsche und lachten; kein einziges philosophisches Gespräch wurde geführt, auch kein litterarisches. Man dachte an nichts, die Welt lag so weit; man war sich vollkommen genug, man freute sich des Augenblicks.

Auf Irenens Wangen waren Rosen aufgeflammt; mit halbgeöffneten, lächelnden Lippen ging sie, die nachdenkliche Falte zwischen den Brauen war verschwunden, die Stirn glatt. Noch nie hatte sie so hell gelacht, das helle Lachen kontrastierte eigentümlich mit dem verschleierten, müden Organ; geschmeidig sprang sie über Baumwurzeln und Felsstücke.

Dorn wußte selbst nicht, wie ihm war; er hatte es aufgegeben, Rechenschaft von sich zu fordern, immer zu fragen: wozu? Er hatte ganz vergessen, was er ihr eigentlich sagen wollte, daß seine Braut kam, bald — übermorgen! Er scheuchte mit der Hand durch die Luft, als könne er etwas Widriges verjagen — noch nicht, nicht daran denken, erst kam noch eine Nacht und noch ein langer schöner Tag! Dann erst war's an der Zeit. Mit großen Augen folgte er jeder ihrer elastischen Bewegungen; so geschmeidig war seine Braut nicht, die hatte immer auf ihr Kleid zu achten, auf ihre ganze zierliche Person. Wie winzig würde sich die hier in der großen Natur ausnehmen!

Mit einem langen, tiefen Atemzug stand er still und sah sich um. Trotzig ragten die Berge nieder, als hätten sie Jahrtausende so zu Thal geblickt; unten in der Schlucht donnerte das Wildwasser, die dunklen Tannen streckten schirmend die breiten Äste. Und ihm zur Seite ein Weib, eine starke Gefährtin, die herben Lippen verlangend geöffnet, in den klugen Augen ein neues, zärtlicheres Licht. Er tastete nach Irenens Hand, sie ließ sie ihm. Hand in Hand schritten sie dahin, wortkarg, scheinbar ruhig und doch im Herzen ein glimmendes Feuer.

Es wurde Abend, es wurde Nacht; sie mußten sich trennen. Sie hatten noch spät in der Dorfgasse vor der Thür gesessen, es war empfindlich kühl, sie merkten es nicht; ihnen war heiß. Als er endlich ging und ihr die Hand zum Abschied reichte, that er es

zögernd, widerwillig; ihr „Gute Nacht" klang gepreßt wie aus verquollener Kehle.

Ruhelos warf sich Dorn auf seinem Bett umher — noch nichts vom Kommen seiner Braut gesagt, aber morgen, morgen! Im Zimmer war's dumpfig, er ächzte, er schwitzte — ob sie schlief oder ob sie wachte? Eine Menge geistreicher Gedanken schoß ihm plötzlich durch den Kopf, wie hervorgelockt durch das Denken an sie; die mußte er ihr alle anvertrauen, rasch, ehe sie wieder vergessen wurden! Was würde sie wohl zu dieser Idee sagen und zu jener? Er richtete sich höher im Kissen auf und strich sich wohlgefällig den Schnurrbart — das waren gute Gedanken!

Und hiermit träumte er sich in den Augenblick hinein, in dem er ihr alles sagen würde und freute sich darauf. Er konnte sich genau vorstellen, was sie für ein Gesicht machte — so verständnisinnig — und dann hatte sie eine ganz eigne Art, mit dem Kopf zu nicken; es war so schön, wenn der feste Nacken sich beugte. Wie schön mußte es sein, wenn dieser herbe Mund flüsterte: „Ich liebe dich —." Ja, ihre Arme mußten umschließen können, stark, heiß und doch weich; das Blut stieg ihm zu Kopf; wilde Phantastereien bemächtigten sich seiner und hetzten ihn herum bis zum Morgen.

Noch war das Zifferblatt der Uhr nicht zu erkennen, aber er konnte es nicht lassen, immer wieder darauf zu sehen. Ob sie schon auf war? Nein, jetzt krähten die Hähne, noch trabten keine nägelbeschlagenen

Bauernschuhe draußen über's Pflaster. Er zwang sich mit Gewalt, liegen zu bleiben, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde. Und dann sprang er wie ein Rasender auf und fuhr in die Kleider — er hatte zu lang gelegen, es war schon spät, spät!

Atemlos stürzte er über die Gasse; da trat sie ihm schon entgegen, rascher als sonst, ein freudiges Lächeln um den Mund, einen selig verträumten Glanz im Gesicht. Kam's ihm nur so vor oder hatte sie sich verändert, seitdem er sie zuerst gesehen? Ja, plötzlich, seit gestern war's geschehen, ihr helles Auge war dunkler geworden, feuchter; tief sah sie ihn an, als sie ihm die Hand reichte. Ihre Stimme klang weich, voll von einem zärtlichen Wohllaut. Eine heitere Fröhlichkeit umleuchtete ihr ganzes Wesen; sie schien ihm mädchenhaft, jung, liebenswürdig. Seine Stimme bebte bei dem gleichgültigen Wort: „Guten Morgen," und die ihre bebte wieder. Hergott, was war das? Ihm wurde so angst, beklommen stand er vor ihr.

Sie lehnte am Pfosten der Thür, die Arme unter der Brust gekreuzt; es fiel Dorn auf, sie war mit mehr Sorgfalt gekleidet als sonst, das Haar mit einer gewissen Eitelkeit geordnet. Warum — für ihn? Sein Blick wurde starr.

„Was sehen Sie mich so an?" lachte sie. „Nun, wohin gehen wir heute?"

Er biß sich auf die Lippen, ihr Lachen schnitt ihm in die Seele, brüsk stieß er heraus: „Ich — ich habe einen Brief bekommen, meine — meine" — er brachte

es kaum hervor, es würgte ihn in der Kehle — „meine Braut kommt morgen!"

Sie starrte ihn an, einen Augenblick ganz verständnislos, dann unsicher fragend und dann — dunkelrot werdend — mit einem wahrhaft entsetzten Ausdruck. Kein Wort kam über ihre Lippen, sie preßte die Arme fester zusammen und lehnte sich schwerer gegen den Pfosten.

Er wagte nicht, sie anzusehen; wie ein Vernichteter ließ er den Kopf auf die Brust sinken. Vor ihm gähnte plötzlich eine Kluft — drüben stand sie — und hier neben ihm stand Anna Bröker, ihre verständig kühle Mädchenstimme drang an sein Ohr: „Hier bin ich, Brautleute gehören zu einander." Sein Herz krampfte sich zusammen, ein Stöhnen wollte sich ihm auf die Lippen drängen, ein Fluch, und dann — Gott sei Dank, noch war er nicht zu weit gegangen! Wie eine plötzliche Erleichterung fühlte er's. Er wurde ruhiger; zum erstenmal seit Tagen fragte er sich wieder: wozu?

„Es war ein schöner Traum," sagte er leise und unsicher — „wir waren so gute Kameraden, nun kommt ein dritter und drängt sich dazwischen. Aber wir werden ein hübsches Trifolium bilden, nicht wahr? Haha!" Es war ein kläglicher Versuch zur Heiterkeit, das Lachen krampfhaft.

„Wir wollen es versuchen." Ihre Stimme klang ganz ruhig, aber der weiche, zärtliche Wohllaut drin wie weggewischt, das Organ war hart. Ihre Augen sahen an ihm vorbei in's Leere, und dann, plötzlich

zusammenzuckend, wendete sie sich zur Hausthür zurück. „Es ist besser, wir gehen heute morgen nicht, ich — ich habe Notwendiges zu schreiben — verzeihen Sie — heut — heut nachmittag lieber!“ Wie ungeschickt sie zum Lügen war!

„Aber heute nachmittag, Fräulein, heute nachmittag, gewiß! ja?“ Seine Stimme drängte.

„Heute nachmittag, ja!“ Sie senkte grüßend den Kopf; die Hand, die er ausstreckte, sah sie nicht. Schwerfällig ging sie durch den Flur, mit müden Schritten die knarrende Stiege hinauf.

Gott sei Dank, es war vom Herzen! Erich Dorn wischte sich die schweißbedeckte Stirn, als er über die Gasse zurückschritt, es war ihm elend zu Mut, wie bei einem großen Katzenjammer. Unsanft stieß er die Kinder beiseite, die mit Buch und Schiefertafel zur Schule sprangen.

„Ae!“ Er warf klirrend das Fenster seines Zimmers zu und ging über die krachende Diele auf und nieder, immer auf und nieder. Die Stunden krochen langsam; er bemühte sich, an seine Braut zu denken — morgen um diese Zeit war die da, erst würde sie Toilette machen und dann hier Ordnung in seiner Stube schaffen, und dann —? Er reckte sich, eine unsägliche Langweile gähnte ihn an. Halbtot vor Müdigkeit warf er sich auf's Bett, in den Kleidern, querüber; an Schlaf war gewiß nicht zu denken, aber wenigstens die Glieder ruhen, die waren schwer wie Blei.

Es verging noch keine Viertelstunde, da tönte ein tiefes Atmen und ein gleichmäßiges Schnarchen durch die Stube — er schlief, sehr lang, sehr fest. Er stöhnte im Schlaf, er lächelte dann, wendete sich hin und her und warf, undeutliche Worte murmelnd, die Arme weit von einander.

So lag er, das Gesicht erhitzt, Schweißperlen auf der Stirn und darüber die wirren, dunkeln Haare, bis es polternd an die Thür klopfte und die hübsche Magd, die braunäugige Bäbbi, den Kopf hineinstreckte. Die Bäbbi lächelte schelmisch, als der Herr Doktor verwirrt auffuhr; mit was für Augen sie der ansah! So guckte ihr Schatz, der Jakob, sie immer am Sonntag an, wenn sie im Wirtshaus mitsammen getanzt und er eins zu viel getrunken hatte. „Jesses, Herr Doktor,“ sagte sie und zeigte die blitzenden Zähne — „han Sie geschlaof! Et Essen is fertig!“

Gott sei Dank, Nachmittag! Eine feuchtlaue, gehaltene Stille im Wald, mitunter nur ein Säuseln in Busch und Baum. Wollte es regnen?

Die beiden Menschen, so allein in der Natur, allein wie jene ersten am Schöpfungsmorgen, fühlten den Druck in der Luft; gleich einer unsichtbaren Hand lag es ihnen auf der Stirn, der Atem ging kurz, das Steigen wurde schwer. Ohne Wort, ohne Verabredung, wie durch geheime innere Verständigung hatten sie den Weg zum Berg eingeschlagen, jenem Ziel des ersten gemeinsamen Spaziergangs. Kaum acht Tage her und welch eine Ewigkeit dazwischen! Sie wechselten Worte,

die ebenso gut hätten ungesprochen bleiben können: vom Wetter, von der Aussicht, von den Tannen am Weg; sie beeiferten sich, die armseligen Gedanken weit auszuspinnen, ihr Herz wußte nichts von dem, was der Mund sprach, das pochte nur bang: morgen kommt sie!

Jetzt waren sie oben. Ein Wind hatte sich aufgemacht und warf ihnen die Haare in's Gesicht; aus Westen kommend, schnob er urplötzlich mit gewaltigem Sausen über den Gipfel. Mit elementarer Wut zerrte er an den Kleidern des Weibes und breitete die Rockschöße des Mannes aus wie Fledermausflügel. Sie mußten sich aneinander drängen, gegenseitig Schutz suchen vor dem Sturm; ihre Gewänder flatterten ineinander.

„Wir müssen dahin, unten am Wasser zwischen den Felsen ist mehr Schutz!" Flüsternd wies Dorn hinüber zu den Blöcken, die, in der Mitte ausgehöhlt, wie riesige Schutzdächer sich über den dunklen Wasserspiegel neigten. Der war heut nicht glatt wie das erste Mal; vom Wind aufgewühlt, jagte sich Welle auf Welle, kurze, unruhige Wellen, am Ufer mit einem schaumigen Gischt zerplatzend. Gierig schluckte der dürre Rasen das Naß ein. Am Himmel fabelhafte Wolkengebilde, ganz in der Ferne dumpf mahnender Donner. Nun ein Zucken in der Luft, ein schnelles schwefelfarbenes Licht — und nun wieder das Grollen, näher, dringlicher.

„Das Wetter kommt!" Dorn flüsterte noch immer; wie selbstverständlich legte er den Arm um den Leib der

Gefährtin, sie fester an sich ziehend. Ohne Laut ließ sie es geschehen. Der Hut war ihr vom Kopf gerissen, sie trug ihn achtlos in der Hand; der Sturm zerrte ihr die Nadeln aus den Haaren, die dunklen Strähnen peitschten ihr um's Gesicht.

Mühsam kämpften sie sich weiter, die Leiber vorgebogen, gegen den Anprall des Windes. Hui, Hui! Es pfiff, es toste. Die lange verhaltene Schwüle machte sich Luft. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner; und Wolken und Regen, schwere vereinzelte Tropfen.

Unter dem größten Block kauerten sie sich nieder, die schwärzliche zerklüftete Höhlung sprang weit über ihren Köpfen vor; sausend fuhr das Wetter drüber hin. Es war dämmerig; im fahlen Licht erkannte er kaum ihre Züge, ungewiß schimmerte ihr weißes Gesicht. Sie war so weit als möglich von ihm abgerückt; sie schmiegte sich an die äußerste Ecke der rauhen Wand, ihre Füße wurden schon vom Regen getroffen.

„Kommen Sie hierher, Irene, ich bitte Sie! Näher zu mir! Sie werden naß!"

„Nein!"

„So kommen Sie doch!" Er streckte die Hand nach ihr aus.

„Nein!" Rauh stieß sie es hervor, ein Schaudern ging ihr über den Leib. Mit einer hastigen Gebärde raffte sie ihr Kleid an sich.

Ueber den schmalen Raum fühlte er ihre bangen Atemzüge; es wurde ihm heiß. „Friert Sie, Irene?"

„Nein!“ Wieder dies kurze rauhe Nein. Und dann nichts mehr.

Draußen klatscht der Regen, der Blick durchdringt nicht das Grau — alles trüb, alles düster. Und nun ein zuckender Blitzstrahl! Grell beleuchtet er die schwarze Höhlung. Der Mann sieht des Weibes Haupt hintenüber gebogen; die Lippen geöffnet, die Augen groß, starrt sie mit einem Ausdruck in's Leere, einem Ausdruck —

Keuchend ist er neben ihr, er reißt sie an sich — Blitz auf Blitz, Donner auf Donner. Welt, Braut, morgen, alles vergessen! Er sucht ihren Mund, er küßt sie. Für Augenblicke und doch für Ewigkeiten fühlt er ihre Lippen an den seinen hängen, ihren zitternden Körper an den seinen gedrängt — da — mit einem unartikulierten Laut stößt sie ihn von sich. Die Augen unnatürlich weit geöffnet, weicht sie zurück.

Er will ihre Hand fassen, ihr Kleid — immer weiter tritt sie von ihm; schon strömt der Regen auf ihr Haupt, unter den nassen, schweren Haarsträhnen glühen ihn die aufgerissenen Augen an aus dem gespenstisch leuchtenden Gesicht.

Sie hebt die Hand — es sieht aus wie eine Drohung — halblaut murmelt sie, ohne den Blick von ihm zu wenden — langsam, langsam weicht sie einen Schritt nach dem andern zurück:

„Die Lippen, die sich so berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, sie müssen doch
Sich tödlich heimverlangen!“

* *
*

„Recht begreifen kann ich es eigentlich nicht, wie du es hier schon so lange ausgehalten hast,“ sagte Fräulein Anna Bröker und ging am Arm ihres Verlobten die Dorfstraße hinunter. „Sieh mal, diese Dunghaufen und die schmutzigen Kinder! Nein, nun sieh nur mal, der Kleine da ist doch ganz reizend, ich begreife gar nicht, warum ihn seine Mutter nicht wäscht! — Sag, Kind, wie heißt du?“ Sie bückte sich und faßte den rotbackigen Jungen, der mit aufgerissenem Mund vor ihr stand, unter das Kinn.

Sie hatte eine allerliebste Art, mit Kindern umzugehen. Mit der fein behandschuhten Hand strich sie über die schmutzbemalten Backen; und nun zog sie gar ihr blütenweißes Schnupftuch und putzte dem Kind die Nase. „Ich kann das nicht sehen,“ sagte sie entschuldigend, und dann errötend: „Ich habe Kinder schrecklich gern!“

Dorn drückte leise ihren Arm an sich; es war das erste Mal, daß er seit der Ankunft seiner Braut eine zärtliche Regung zeigte. Pflichtschuldigst, mit einem Kuß auf Hand und Wange hatte er sie gestern aus dem Wagen gehoben, sich von den Schwiegereltern mit freundlichen Vorwürfen überhäufen lassen wegen der selbstgewählten Verbannung, und dann seiner Freude, sie hier zu sehen, in wohlgesetzten Worten Ausdruck gegeben. Nun betrachtete er seine Braut einmal näher. Es war ein liebliches Bild, wie sie sich zu dem schmutzigen Bengel neigte. Wie die verkörperte Jugend stand sie in der engen Dorfgasse, ihr rosiges Gesicht zeigte den immer gleichen freundlichen Ausdruck. Er hatte diesen hübschen

Mund noch nie leidenschaftlich bewegt gesehen; die Oberlippe war ein wenig kurz, noch dazu meistens leicht lächelnd heraufgezogen, daß man die gesunden weißen Schneidezähne blinken sah. Ein allerliebstes Mäulchen!

Dorn blickte sich eilig um — es war niemand in Sicht — und dann streifte sein rascher Kuß diesen allerliebsten Mund; es war ihm geradezu eine Herzenserleichterung, daß Anna nett mit Kindern war — wozu heiratete er sie denn sonst?

„Du — aber!“ Sie sah ihn mit großen, verwunderten Augen an. „Was fällt dir eigentlich ein? Ach Gott“ — sie wurde rot bis hinter die zierlichen Ohren — „jetzt hat die das gesehen, wie unangenehm!“

Eine große, schlanke Frauengestalt schritt eben an ihnen vorüber; eilig, wie auf der Flucht, glitt sie dicht an den Häusern entlang, sie hatte einen blitzschnellen Blick zu dem Paar herübergeworfen und die Augen dann sofort wieder gesenkt.

„Mein Fräulein, Fräulein Lang!“ Dorn hatte so hastig seine Braut losgelassen, daß sie fast taumelte. Nun war er mit einem Satz neben der großen Gestalt dicht an den Häusern — jetzt zog er sie mitten auf die Straße, fast schien es gewaltsam; die Schlanke ging mit schlotternden Füßen.

„Gestatten Sie, Fräulein Lang — meine Braut! Anna, du hast die Ehre, hier Fräulein Irene Lang zu sehen. Du weißt schon, die Verfasserin von ‚Vor Tau und Tag‘!“ Er zupfte seine Braut heimlich am Kleid und sah sie bittend an. „Ich hoffe, die beiden Damen

werden gute Freundschaft schließen, ja? Ich verdanke Fräulein Lang meine besten Stunden hier, Anna! — Wo waren Sie gestern, Fräulein Lang? Wo waren Sie? Ich habe Sie vergebens gesucht?"

Versteckte Unruhe lag in seinem Ton, ein flehender Blick streifte die Schlanke; sie sah an ihm vorbei und war sehr bleich. Als hätte er gar nicht gesprochen, so suchte ihr Auge nur das junge, rosige Gesicht der Braut.

„Ich freue mich" — mühsam fielen ihr die Worte von den Lippen, die sich nach jedem Absatz herb zusammenpreßten — „ich freue mich — Ihr Herr Bräutigam hat mir viel —" Ob sie lügen würde? Nein, eine flammende Röte stieg in ihr blasses Gesicht — „hat mir von Ihnen erzählt. Ich hoffe, es gefällt Ihnen hier!"

„O ja, o ja!" Anna Bröker war zu wohl erzogen, um ‚nein' zu sagen. „Es gefällt mir außerordentlich hier!"

„So? Das freut mich!" Irene Lang neigte den Kopf auf die Brust.

Eine verlegene Pause. Keiner sagte ein Wort.

Dorn sah vor sich nieder, seine Fußspitze spielte mit einem Steinchen und schnellte es hin und her über's Pflaster. Seine Braut hing sich ihm auf einmal fest in den Arm. Auffahrend riß er die Augen auf wie einer, der jäh erwacht. „Fräulein Lang, darf ich Sie bitten, heute nachmittag mit uns spazieren zu gehen? Wir drei gehen allein, die Schwiegereltern sind nicht für weite Partien. Bitte, kommen Sie mit uns — bitte!" Er sah, wie es in ihrem Gesicht kämpfte, wie sie zögerte.

„Bitte“ — leise wie ein Hauch traf es an ihr Ohr. Und nun noch einmal, kaum verständlich: „Bitte!“

Für Sekunden tauchten ihre Blicke ineinander; es lag viel in diesem kurzen atemlosen Anstarren: Liebe, Haß, Furcht, Verlangen. Da war etwas von Gegnerschaft, von der wilden Verteidigung der in die Enge getriebenen Katze in den Augen des Weibes; die Pupillen erweiterten sich unnatürlich, das feuchte Grau der Iris schillerte grünlich. Sie nickte kurz und streckte dann die Hand aus: „Ich werde kommen; also auf Wiedersehen heut nachmittag!“ Wie ein großer dunkler Schatten glitt sie an den Häusern weiter.

Die Gasse hinunter flatterte der rosenfarbene Rock von Anna Bröker; sie war, jetzt sehr gesprächig, auf ihr rechtes Thema gekommen: die moderne Einrichtung. Sie hatte gar keinen Blick für den Wald und die Berge; mit geröteten Bäckchen erzählte sie von dem wunderbaren Schränkchen mit geschnitzten Engelsköpfen auf den Thüren und imitiert antiken Beschlägen, das sie bei Pallenberg gesehen. „Ich sage dir, süß! Das müssen wir haben, das möchtest du doch auch, Erich, nicht? Wie entzückend wird unsre Einrichtung! Es war sehr teuer, aber das schadet ja nichts!“

Nein, das schadete in der That nichts, man brauchte nicht zu rechnen. Dorn ließ sich mit einem gewissen Wohlgefühl neben seiner Braut auf der Bank im Walde nieder — es war dieselbe Bank, auf der er zum erstenmal mit Irene Lang zusammengetroffen. Hier

hatte er gesessen und den Worten des alten Kinderliedes nachgesonnen —

„Und wenn das Kind erwacht,
Dann — dann —"

Heute kein schläfriges Summen in der Luft. Keine geheimnisvolle Erwartung webte zwischen den Bäumen; die klare, ruhige Stimme von Anna Bröker litt keinen Zauberspuk, die übertönte die alte Melodie.

* * *

Es war kein Genuß, dies Spazierengehen am Nachmittag zu dreien. Anna ließ den Arm ihres Bräutigams nicht los; es war so selbstverständlich, daß sie sich bei ihm einhängte, auch wenn der Weg schmal war und das Gehen zu zweien erschwerte.

Irene schritt voran oder sie schlenderte langsam hinterdrein; ein angenehmes Gespräch wollte nicht in Fluß kommen. Es waren fast gereizte Bemerkungen, die von Dorns Lippen kamen; er sah nervös aus, die Stirn verfinstert, unaufhörlich zwirbelte er den Schnurrbart. Seine Braut reizte ihn, sie war bald müde und hatte seiner Meinung nach nicht das richtige Verständnis für die Landschaft; wie konnte sie sonst beim Anblick dieses melancholischen Wassers, das düster beschattet zwischen dunklen Bäumen dahinschlich, sagen: „Ach, wie niedlich!" Und hier beim gewaltigen Absturz des zerklüfteten Felsens: „Gott, wenn man da herunterfiele!"

Und Irene, warum sah sie ihn nicht ein einziges Mal an, warum drehte sie so hartnäckig den Kopf weg? Was hatte er gethan? Er konnte doch nichts gegen das Geschick! Eine wahre Gier überkam ihn, den stolzen Nacken da herumzureißen und wild die eignen Lippen auf jene herben zu pressen; die konnten küssen, er wußte es. Wenn er die Augen schloß und sich die Scene in Gewittersturm und Regen oben auf dem Berg vergegenwärtigte, dann schwindelte ihm, das Blut raste ihm durch die Adern — „die Lippen, die sich so berührt —"

Abgespannt kam man heim.

„Du siehst blaß aus, lieber Sohn," sagte Schwiegervater Bröker eines Morgens — „ja, ja, die Liebe!" Dabei zwinkerte er vergnügt mit den Augen und streckte Dorn die fleischige Hand über den Tisch entgegen.

„Ich habe schon gesagt, Papa, wenn wir erst verheiratet sind, darf Erich abends nicht so lange über den Büchern sitzen, das ist ihm ungesund. Er hatte gestern wieder ewig Licht, ich sah's gegenüber ganz genau; wie lang es noch brannte, weiß ich nicht, ich war so müde, ich schlief drüber ein!" Anna gähnte zierlich in der Erinnerung ihres festen, traumlosen Schlafs.

Ja, dieser glückselige Kinderschlaf, wer den noch hätte! Dorn hatte nicht Ruhe, es graute ihm abends vor der Nacht und morgens vor dem Tag. Sie entzog sich ihm bereits seit Tagen; sie war wie verschwunden. Ob sie heute wieder nicht mit zum Spaziergang kommen würde? Er schickte hinüber und ließ fragen. Die alte Wirtin brachte selbst die Antwort: „Ne, uns' Freilein

is net ganz wohl, se läßt sich bedanken!" Also sie kam nicht, sie wollte nicht!

Anna hätte mehr als einmal Gelegenheit gehabt, sich über ihren Bräutigam zu beklagen, er war einsilbig, unfreundlich. Sie that es aber nicht. „Männer haben ihre Stimmungen; es ist klug, die gar nicht zu bemerken," hatte die Mutter gesagt. So trug sie allein die Kosten der Unterhaltung, und er gähnte verstohlen dazu.

Was war das für ein Abend! Lind die Luft, weich wie mit Liebesarmen umfing sie. Mildes Mondlicht am Himmel.

Dorn stand in seiner einsamen Stube, die Arme um's Fensterkreuz geschlungen, und starrte über die Gasse mit trockenen, brennenden Augen. Sie schliefen alle, nur ihm tobte eine wahnsinnige Ungeduld im Körper, eine verzehrende Aufregung hielt ihn wach. Wenn er doch —

Halt, klirrte da nicht ein Fensterriegel?! In der Stille war dieser einzige Laut vernehmbar. Weit beugte sich der Lauscher über die schmale Brüstung. Da war das Fenster seiner Braut, unbeweglich der weiße Vorhang davor, sie schlief den Schlaf des ruhigen Besitzes. Aber da — da, im Nebenhaus, wo sie wohnte — die Augen quollen ihm aus dem Kopf — da stand die große Gestalt am Fenster!

Weiß leuchtete ihr Gesicht im Mondschein, sie hielt es unbeweglich geradeauf gerichtet — und jetzt — jetzt — sie sah zu ihm herüber. Er fühlte es, er wußte es, das Herz stand ihm still.

Mechanisch streckte er die Arme aus und hob sie, ließ sie sinken und hob sie wieder. Das weiße Gesicht drüben wurde grell beschienen, es starrte ihn an. Er fuhr zusammen. Hastig und doch behutsam wie ein Dieb öffnete er seine Zimmerthür; er lauschte — niemand!

Er schlich die Treppe hinunter — nun war er vor'm Haus — sie schliefen alle.

Nur sie nicht. Da trat sie aus ihrer Thür im Mondschein.

Langsam, langsam, mit geschlossenen Füßen schien sie zu gehen; sie kam ihm entgegen und er ihr. Zwei Automaten, von einer geheimnisvollen Maschinerie gelenkt — unwiderstehlich, unabänderlich — so näherten sie sich einander. Jetzt standen sie mitten in der Gasse, Stirn an Stirn.

„Irene!" Er breitete die Arme aus. „Irene, wo — wo warst du? Ich vergehe!" Erstickt kamen ihm die Worte aus der Kehle, er stammelte.

Sie sah ihn an, thränenüberströmt ihr Gesicht, hell glänzten die Tropfen auf ihren Wangen; auch sie hob die Arme.

Aber sie umfaßten sich nicht, sie zitterten beide. Ein glühender Strom flutete durch die stille Mondnacht und mischte die heißen Atemzüge ineinander.

„Irene — Sehnsucht — nicht ertragen —!" Abgerissene Worte.

Jetzt griff der Mann nach des Weibes Hand und preßte die Lippen darauf, wieder und immer wieder.

Sie ließ ihm die Hand — willenlos, fast bewußtlos — ihre Gestalt schien kleiner, in sich zusammengesunken, jeden Augenblick bereit, sich an eine starke Stütze zu lehnen. Ihr Gesicht, sonst so stolz, trug einen bittenden, demütigen Ausdruck; es stand im scheu fragenden Blick ihrer Augen: Ich bin schwach, ich bin müde, nimm mich — warum nimmst du mich denn nicht?

Hatte sie es laut gesprochen, oder drang nur Gedanke mit unheimlicher Schärfe in Gedanke? — Laß deine Braut, noch bist du nicht unlöslich gebunden; wir gehören zu einander, mein bist du, wie ich dein! —

Kein Wort kam über ihre Lippen, und doch sagte er gepreßt, ohne Atem: „Es kann nicht sein — ich — ich — es muß ein Traum bleiben. Mein Gott, Irene, o mein Gott, wie soll das enden?!“

Ein Schauder schüttelte sie, sie kniff die Augen zusammen wie ein Kind, das sich im Dunklen fürchtet; sie ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Liebst du mich?“ fragte er flüsternd.

Sie nickte.

„Liebst du mich über alles?“

Sie nickte wieder.

„O Gott“ — er stöhnte und griff sich in die Haare — „warum, warum kann ich nicht, wie ich möchte? Ich — ich bin nicht in der Lage — ich — wir müssen entsagen! Irene, Irene! Und doch lieb' ich dich — rasend — zum Verzweifeln — Irene!“

Er hob ihr Gesicht in die Höhe und suchte ihren Blick: „Ein Wort!“

Mit seltsam glänzenden Augen, in denen das Mondlicht spiegelte, starrte sie ihn an. Trunken schlang er beide Arme um ihren Leib und hob sie vom Boden. Mit schwankenden Füßen stand sie dann wieder auf der Erde, schwer ließ sie den Kopf an seine Schulter fallen; sie taumelte.

„Ich — ich kann nicht mehr — ich bin blind, ich bin taub!“ Das Weitere ging unter in Lauten, halb Schluchzen, halb Lachen.

Ihre Erregung gab ihm die Fassung wieder, die Besonnenheit kehrte zurück — nur sich hüten, sich nicht unlöslich verstricken! „Ruhig, Irene, Liebste, Geliebte!“ Er strich ihr das wirre Haar aus der Stirn.

Sich umschlungen haltend, schritten sie dann die Gasse hinunter im Mondlicht; sie warfen ungeheure verzerrte Schatten an die weißen Mauern. Hinter'm letzten Haus standen sie wieder still und umarmten sich.

* * *

Es war eine große Ueberraschung für Familie Bröker, als der Bräutigam am siebenten Tage den Vorschlag machte, abzureisen. Er habe zu Hause Verpflichtungen, er sei des Nichtsthuns satt, auch bekomme ihm die Luft hier nicht, er sei krank. Damit log er

nicht; er sah zum Erbarmen aus, tiefe Schatten unter den Augen, zwei eingegrabene Falten um den Mund.

Anna war wirklich in Sorge, sie fragte ihn die Stunde mindestens zehnmal, wie ihm nun sei; sie schloß Thür und Fenster aus Furcht, es könne ihm ziehen; sie ruhte nicht eher, als bis er sich auf's Sofa legte, und stützte ihm den schmerzenden Kopf mit Kissen. Ihre weißen, kühlen Finger strichen ihm über die Stirn, immer hin und her, bis ihm die Augen zufielen. Dann setzte sie sich still an's Fenster mit einer Handarbeit; es war eine Stickerei für ihre Ausstattung, sie stichelte emsig und warf ab und zu einen Blick hinüber zu ihm.

Er lag lange ruhig, er schien zu schlafen, dann blinzelte er und guckte unter halbgesenkten Lidern zu seiner Braut herüber. Ihr hübscher, blonder Kopf hob sich lichtumsponnen vom Fenster ab, um die Schläfen kräuselten sich die sorgsam gewundenen Löckchen — es war doch ein angenehmes Bild, immer so was um sich zu sehen, besonders in einem Zimmer mit allem Komfort ausgestattet. Es trug sich alles besser in schönen Umgebungen, und ewiges Rechnen —

„A!“ Er warf sich mit einem Ruck auf die andre Seite. „Anna, komm' mal zu mir!“

Gehorsam stand sie auf, legte sorgsam ihre Handarbeit nieder und kam mit zierlichen Schritten auf ihn zu.

„Anna“ — er zog sie neben sich nieder — „möchtest du nicht bei den Eltern durchsetzen, daß wir bald abreisen — morgen — rasch — ich halt's nicht mehr

aus hier, wahrhaftig, ich halt's nicht aus!" Seine Stirn glühte, er ächzte.

Verwundert sah sie ihn an. „Natürlich, lieber Erich, wenn du willst, reisen wir — mein Gott, du hast ja Fieber!"

„Anna, liebst du mich?" Er sah sie bang forschend flehend an.

„Natürlich, lieber Erich!" Sie patschte ihm leicht auf die Backe. „Du hast auch ganz recht" — ihr kleiner Mund verzog sich zum Gähnen — „es ist sehr langweilig hier!"

So war es beschlossene Sache, sie reisten am andern Morgen.

Der Zweispänner rasselte über das holprige Pflaster, noch ein Einspänner hinterdrein, der das Gepäck fortschaffte; es hatte sich kaum gelohnt, alle die Koffer herzuschleppen.

Das Ehepaar Bröker war der Abglanz der Tochter: zufrieden, wenn diese zufrieden war; so auch heut. Und Anna war zufrieden; sie zog den blauen Schleier sorgfältig um das rosige Gesicht, sie sah nicht, wie ihr Bräutigam in qualvoller Unruhe den Blick nach rechts und links wandte und zurück.

Von Irene Lang nichts zu sehen — Gott sei Dank — und doch preßte es ihm das Herz ab. In verzweifelter Pein dachte er an sie; er fühlte noch ihre Küsse in der stillen Nacht, das Mondlicht spiegelte sich in den Tropfen auf ihren Wangen — nur noch sehen, nur noch einmal!

Ihr Fenster war fest verschlossen, die Gardinen vorgezogen; sie hatte sein schriftliches Lebewohl gestern abend längst empfangen. All seinen Schmerz und die Qual des Entsagens hatte er in wenige Zeilen gepreßt — eine kleine stilistische Meisterleistung — er war über sich selbst erstaunt, als er sein Schreiben noch einmal durchlas. Und doch keine Antwort! Er sah sie nicht mehr.

Sie aber sah ihn. Sie stand hinter der Gardine versteckt, das Haar wirr um die Schläfen, mit hohlen Augen auf die Gasse stierend. So hatte sie die lange Nacht auf ihrem Bettrand gesessen, die Hände ineinander gerungen, mit eintöniger Stimme murmelnd: „Ich wußte es — ich wußte es — vorbei!"

Vorbei —

Sie hörte die Räder nicht mehr; die Straße war wieder still.

„Ach!" Mit einem unterdrückten Schrei der Verzweiflung trat sie vom Fenster zurück und schlug die Hände vor's Gesicht, warum liebte sie ihn, wußte sie nicht, daß er schwach war, daß er nicht Kraft genug hatte, Mann zu sein, sich das zu erkämpfen, was ihm begehrenswert dünkte? Wäre es denn so schwer gewesen? Er hatte es nicht einmal versucht.

Ihre Thränen rannen, heiß, unaufhaltsam; in ihrem Herzen eine Oede, die sie angrinste wie die Wüste mit endlosem Sand.

Und endloser Sand die Welt draußen. Keine Schönheit mehr, kein Berg, kein Thal, kein Baum, keine Blume — Sand — Sand — Sand.

Wie ein abgeschiedener Geist wandelte Irene über Tag die wohlbekannten Wege; warum blieb sie noch hier? Sie fragte es sich selbst und wußte doch keine Antwort. Sie konnte nicht fort, sie mußte noch warten, warten — auf was?!

Eine todbange Einsamkeit rundum, starr der Körper, starr der Geist; so verging der erste Tag, so der zweite. Lebte sie noch, war sie schon gestorben?

Es war am Morgen des dritten Tages, Irene Lang saß im Wald, dort, wo der Fels jäh in die Schlucht abfällt. Weiter mochte sie nicht gehen; hier hockte sie auf einem Stein und starrte mit gramvollen Augen hinunter in die Tiefe — wer da unten läge! Es müßte eine Wohlthat sein, die zerschellten Glieder im schäumenden Bergwasser zu betten. Aber so hinwelken vor Tau und Tag, im Dämmerschein — sie schauderte und biß die Zähne aufeinander. Tief beugte sich ihr Kopf, bis er auf den Knieen lag — nichts sehen, nichts hören, nichts denken!

Sie achtete es nicht, daß Schritte hinter ihr auf dem Felspfad erklangen; die wurden eiliger, je näher sie kamen. Eine Männergestalt sprang hastig über den unebenen Weg; polternd, prasselnd stürzten Steine diesseits, jenseits in den Abgrund. Jetzt — die Einsame schreckte zusammen, sie sprang auf, die Augen weit geöffnet, die Hände vorgestreckt. Ein einziger gellender

Schrei. Und dann glühende Hände an ihrem Kleid, glühendere Lippen auf den ihren, tiefste Nacht und blendendstes Licht vor beider Augen. Sie sahen nichts — nur sich.

„Du — du — du kommst zurück — zu mir?!" Hinsterbende Zärtlichkeit, scheue Seligkeit in der Stimme des Weibes.

„Ich konnte es nicht ertragen — mußte dich sehen — ich — ich —" er umklammerte sie, er riß ihr Haupt an seine Brust — „ich bin ihnen entwischt, sie glauben mich bei einem Studienfreund am Rhein, sie sind schon nach Hause, laß sie — und nun küß mich, sag mir, daß du mich liebst, sag's noch einmal, noch einmal! Ich bin zu dir zurückgekehrt — noch einen langen, langen seligen Tag und dann — Abschied!"

„Abschied?!" Die Arme, die ihn eben noch umschlossen hatten, sanken wie gelähmt herunter; sie sah ihn an, als ob er im Irrsinn spräche. „Einen langen, seligen Tag — und — und dann — dann — Ab—schied?" Sie stammelte.

Er wurde glühend rot und dann sehr blaß, stumm nickte er und starrte vor sich hin.

Ihr Blick hing an ihm, als wollte er ihm die Worte von den Lippen saugen; so mag einer vor den Schranken an den Lippen des Richters hängen, die ihm das Todesurteil oder das „Lebe!" sprechen.

„Ab—schied? Nur einen — ein—zi—gen Tag?"

„Ich muß, Irene, ich kann nicht anders!" In qualvoller Verlegenheit fuhr er sich durch's Haar.

„Foltere mich nicht, sieh mich nicht so an — sieh mich nicht so an!“ Mit ausbrechender Heftigkeit stampfte er auf den Boden. „Ich kann einmal nicht anders, ich habe schon mein Wort gegeben — ich — es würde Anna das Herz brechen!“ Er wurde wieder rot, er fühlte, daß er log. „Meine Verhältnisse sind nicht derart, ich kann — mein Gott, ich kann niemand an mich fesseln, der — der“ — er spreizte die Finger aus, als suche er in der Luft nach dem richtigen Wort. „Ich werde dich immer lieben, Irene, ewig! Ich schwöre es dir, einzig nur dich!“

Er faßte nach ihren eiskalten Fingern und drückte sie an seine brennenden Augen.

„Und für dich ist es besser, ja, es ist besser für dich, Irene“ — seine Stimme steigerte sich, gleichsam sich selbst überredend — „was willst du mit einem Mann, wie ich bin? Mit einem Haushalt, mit kleinlichen Sorgen?! Frei mußt du auf der Höhe des Lebens stehen, der Schmerz wird dir den Weihekuß geben, du wirst eine große Dichterin sein — dein Jahrhundert wird dir den Lorbeerkranz reichen, ich weiß es!“

Ein gramvolles Lächeln glitt über ihr Gesicht als einzige Antwort. Sie stand gebeugt, bei jedem seiner Worte knickte sie mehr zusammen.

„Irene, steh nicht so da, sieh mich nicht so an! Wir haben noch einen langen, seligen Tag!“ Ein Schauer von Küssen regnete auf ihr Gesicht.

Ohne Bewegung ließ sie die über sich ergehen.

„Irene, zürnst du mir?“

„Nein!“ Sie zuckte zusammen, wie von einem Peitschenschlag getroffen. Krampfhaft arbeitete es in ihren Zügen; da war wieder etwas von dem alten, herben Stolz. Ihre Stimme klang tonlos: „So komm! Wir wollen uns den einzigen Tag freuen“ — sie lachte kurz auf, schrill, mit zersprungenem Klang — „und dann kommt der Abschied!“ —

Langsam dämmerte der Abend herauf. Wo war der Tag geblieben? Sie wußten es nicht. Sie sprachen nicht von Abschied, sie waren übereingekommen, sie reisten am Abend beide ab. So würden sie wenigstens die Nacht noch zusammen fahren bis gegen Morgen, dann kam der Kreuzungspunkt der Eisenbahn, wo sie sich trennen mußten, er nach Osten, sie nach Westen — aber noch blieb die Nacht, die eine Nacht! Sie waren unnatürlich gesprächig, als müßten sie sich für ewiges Schweigen schadlos halten; sie sprachen von dem, was ihnen augenblicklich am fernsten lag, am meisten; von Persönlichem wenig. Er hatte eine unbestimmte Angst, sich zu verstricken; sie die Furcht, sich zu verraten. Sie sprachen nicht von Liebe, sie trauten sich nicht mehr. Und doch funkelten die Augen des Mannes, und auf des Weibes Gesicht brannten rote Flecke.

Unten im verräucherten Flur schwelte die düstere Petroleumlampe, als sie das Haus betraten. Es war Zeit, daß Irene ihre Sachen zusammenpackte, die Schatten draußen wurden lang; noch eine Stunde oder zwei, dann kam der Wagen, der sie zur Bahnstation bringen würde. Drinnen in der Küche hörte man die

alte Wirtin für's Abendbrot die Töpfe rücken, das Feuer vom offenen Herd warf einen schmalen rötlichen Schein zur Thürspalte hinaus. Niemand ließ sich sehen.

Irene ging langsam mit gesenktem Kopf der Trepp zu; auf der untersten Stufe hielt sie inne und wendete sich um.

Da stand er im Flur, den Kopf vorgestreckt, und blickte ihr nach: „Irene!" Es klang merkwürdig heiser.

Sie schreckte zusammen und sah ihn an; es war ein langes Ineinandertauchen der Blicke, ein Sich-ganz-und-gar-umfassen.

Beklommen die Luft im Flur, eng der Raum; der rötliche Feuerschein wob einen Schimmer von Traulichkeit um die armen Wände. Man war sich hier näher gerückt, kein offenes Himmelsauge sah, kein Bäumerauschen sprach drein.

„Irene!" Er griff nach ihrem Kleid, er hielt es fest. „Irene!"

„Was willst du?" Ihre Stimme war heiser wie die seine.

„Laß mich mit dir gehen — ich will keine Minute versäumen — laß mich!" Sein hastiger Atem überschauerte sie. „Irene — laß mich!"

Es war fast dunkel im Flur, die Gesichter ein weißer Fleck, nur die Augen blitzten einander an und fuhren glitzernd hin und her.

Sie stand wie angewurzelt auf der untersten Stufe, seine Finger hielten sie wie in Klammern — da — plötzlich ein Ruck, sie zerrte ihm das Kleid aus der

Hand, sie stieß ihn zurück, sie jagte die Treppe hinan, riß ihre Thür auf und riegelte hinter sich zu.

Mit wildem Schluchzen warf sie sich auf den Stuhl am Bett. Sie weinte und weinte, und dazwischen hob sie den Kopf aus den Händen und lauschte nach unten auf seinen Tritt. Das war sein wohlbekannter Schritt im Flur — nun draußen auf dem Pflaster — immer ungeduldig hin und her, her und hin. Jetzt sprach er — die Wirtin stand wohl in der Thür — er mußte einen Scherz gemacht haben, die Alte lachte kichernd, und nun lachte er auch. Wie konnte er jetzt lachen und scherzen?!

Sie sprang auf und tastete mit bebenden Fingern um sich, bis sie das Feuerzeug fand; sie zündete Licht an, beim Vorübergehen sah sie im Spiegel ihr trauriges, entstelltes Gesicht. In fiebernder Geschäftigkeit raffte sie ihre Sachen zusammen und warf sie in den Koffer; als sie den Deckel schloß, gab's einen dumpfen Krach. Aus —! Mie lautem Stöhnen griff sie sich in die Haare.

Unten immer noch der ungeduldige Schritt, hin und her, her und hin — hin — her — her — hin — geistesabwesend stierte sie vor sich hin in's Leere. Da — horch! Jetzt Poltern, Rasseln, der Wagen fährt vor!

Schon —? — Zu spät! —

Verstimmt saßen sie auf dem engen Sitz nebeneinander. Der Wagen stieß und schwankte.

Die Nachtluft feuchtkalt, graue Nebel rechts und links. Unter der Decke, die über die Kniee gebreitet lag, faßte er endlich nach ihrer Hand und hielt sie fest

— das war alles. Sprechen konnten sie kaum, der herbe Wind riß ihnen die Worte vom Mund. Kalt, leblos ruhten ihre Finger in den seinen; er drückte sie, sie erwiderten den Druck nicht. „Irene!"

Sie nickte nur kaum merklich mit dem Kopf.

Eine beklommene, verlegene Stille war zwischen ihnen.

Die Sterne am Himmel hatten sich verkrochen, nun traten sie plötzlich hervor, aber mit kaltem Glanz. Fratzenhaft tauchten die Bäume am Weg auf. Man fuhr durch stille Dörfer, die hellgetünchten Mauern schimmerten nüchtern, die Luft war ohne jede Wärme.

„Der Sommer is vorbei," sagte der Kutscher eintönig und drückte sich mit der freien Hand die Mütze fester auf den Kopf. „So hat alle Freud' schnell en End' — jao, jao! hü, hott!" Er knallte auf die Gäule.

Alle Freud' schnell ein End'! Ein Ende, ehe sie noch recht angefangen. —

Das rauhe Organ des Kutschers klang dumpf durch die Stille. Die beiden im Wagen fröstelten, aber sie rückten nicht näher zu einander; sie sahen sich nur an mit traurigem, scheuem Blick.

So fuhren sie weiter. Die Füße wurden eiskalt, der Rücken steif. Und endlich Lichter in der Ferne und schwärzliche, klumpige Massen. Tief im Thal tauchte das Städtchen auf; noch führte der Weg eine lange Strecke in gewundenen Serpentinen hinab.

Zehn Minuten und abermals zehn Minuten. Der Kutscher bremste, die Pferde schnauften — jetzt schlug

ein Hund an, und nun noch einer; heiseres Gekläff ertönte aus den Höfen. Unter den Hufen sprühte das Pflaster Funken — vorbei die Häuser, vorbei der Marktplatz mit der Kirche und dem verschlafenen Brunnen — da, feurige Augen funkelten durch die Nacht — ein langer Schienenstrang mit zwei, drei Geleisen — der Wärter hebt die Barriere, der Wagen poltert hinüber.

Nun war man am Bahnhof; bald Mitternacht. In nervöser Hast raffte Dorn das Gepäck zusammen, ohne sich umzusehen, eilte er in's Haus hinein; sie folgte schweigend.

Und jetzt saß man im Nachtzug; gegen die Kühle draußen schwüle Luft in den Coupés. Alles überfüllt. Die einen schwatzten, die andern schliefen, diese rauchten, jene rekelten sich gähnend; mit sechs andern zusammengepfercht saßen Dorn und Irene.

Sie drückte ihr bleiches Gesicht an's Fenster. Tropfen rieselten an der Scheibe herunter; war es der heiße Brodem des Raums, der sich in Wasser auflöste, oder war es salziges Naß aus todestraurigen Augen?

Draußen jagten Berge wie dunkle Klumpen vorbei, ab und zu eine weißlich schimmernde Chaussee mit unkenntlichen Baumreihen; in langen schwarzen Streifen zog sich Wald. Durch kleine, schlafende Stationen raste der Zug, weiter, immer weiter — näher, immer näher dem Trennungsort.

Im Coupé war es still geworden, einer nach dem andern schlummerte ein; verstohlen legte Dorn seinen Arm um Irenes Leib. Sie schwankte hin und her, er

fühlte das Beben ihrer Glieder; schwer, wie widerwillig lehnte sich ihr Kopf an seine Schulter. Er flüsterte mit ihr — unnötige, belanglose Worte, — er wußte selbst nicht, was er sprach; zu andern Zeiten würde er über diese schülerhafte Sentimentalität gelächelt haben.

Sein Kopf war schwer, die Augen brannten ihm wie Feuer — sie rührte sich nicht, sie sprach nicht — eine quälende Ungeduld war in ihm; wie viel Uhr mochte es sein? Besser schon, die Trennungsstunde war da, als dieses peinvolle Warten. Er seufzte.

„Wie viel Uhr ist es?" fragte sie plötzlich und hob den Kopf von seiner Schulter.

Er sah nach. „Bald drei!"

„Bald drei!" Sie griff nach dem Herzen und krampfte die Hand in das Kleid, ihre Lider senkten sich, die Lippen wurden weiß und zitterten.

Schrecken überkam ihn, sie sah aus wie eine Sterbende; eine heiße, zornige Angst überlief ihn — wenn sie ihm nun eine Scene machte?!

„Hab keine Furcht," sagte sie langsam, als hätte sie seine Gedanken erraten, „ich bleibe ruhig. Jetzt ist es bald Zeit!" Sie entwand sich ihm und fing an, ihr Gepäck zu ordnen; sie rückte ihren Hut zurecht und band den Mantel um. Dann saß sie kerzengerade aufgerichtet und spähte mit weiten Augen hinaus in die Nacht. Edel in den Linien, groß, im Schmerz versteinert, hob sich ihr Profil vom dunklen Fenster ab.

Eine wahnsinnige Sehnsucht erfaßte ihn nach ihr und zugleich Wut gegen das Geschick, gegen die Welt,

gegen seine Braut, die Menschen alle; und eine leise Verachtung vor sich selbst war auch dabei. Er stöhnte: „Irene, verzeih mir! Kannst du mir verzeihen?“ Er umklammerte ihre Hand.

Sie versuchte zu lächeln, aber es war nur ein Ziehen der Mundwinkel, sie wollte sprechen — da — ein schneidender Pfiff, der Zug rasselte langsamer. Erich fühlte es am Zucken ihrer Finger — die Station war da.

„Aussteigen — umsteigen — fünfzehn Minuten Aufenthalt!“ Der Schaffner riß die Thüren auf; nur wenige Menschen verließen den Zug, fast einsam standen Dorn und Irene auf dem öden Bahnsteig. Um sie herum strich ein verschlafener Bahnbediensteter, aber auch der verschwand bald im spärlich erleuchteten Wartesaal. Sie mochten da nicht hinein.

Eisig durchschauerte sie der Wind; es war schon Morgenluft. Eine fahlgraue Ungewißheit, halb Helle, halb Dämmerung, über allem. Der Himmel zeigte im Osten Streifen von schmutzigem Gelb.

„Sieh,“ sagte sie seltsam ruhig und hob die Hand, „die Sonne möchte kommen, aber sie kann nicht. Wir werden uns trennen, eh' sie scheint. Leb wohl!“ Sie reichte ihm die kalte Hand.

„Irene!“ Tief erschüttert drückte er ihre Finger an seinen Mund, Thränen verdunkelten ihm den Blick. „Versprich mir, verzeih mir! Versprich mir, daß du nicht unglücklich wirst — ich könnte sonst nie mehr froh sein! Versprich mir, du wirst Großes leisten, deine

Kunst wird dir ein Leitstern sein, der Schmerz wird dein Talent heben, du wirst das Höchste erreichen — ja, Irene, sag, glaubst du das?"

„Ich weiß es nicht." Sie neigte den Kopf, der Wind verwehte ihre tonlosen Worte.

Kurze, bange und doch peinvoll ewige Minuten. Um sie her graue Morgenluft; in der Nähe schrillte Hahnenschrei dem Tag entgegen. Sie sahen sich an, als müßten sie vergehen; im Frühlicht schimmerte des Weibes Gesicht fahl und welk. Sie standen Hand in Hand, die Finger ineinander geklammert, aber sie umarmten sich nicht. Es war etwas zwischen ihnen, das sie trennte.

Aus der Ferne donnerte der Zug heran — es war der nach Osten — Dorn mußte zuerst fort; sie mußte noch warten, warten wie immer. Gleich einem gefräßigen Ungeheuer schnob die rauchende Lokomotive über die Schienen; der Heizer stand am Kessel, berußt, schwarz wie ein Teufel, und blickte mit gleichgültigen Augen auf das einsame Paar.

„Irene, leb wohl!" Dorn küßte hastig ihre Stirn — ein letztes, verzweifeltes Sich-fest-saugen der Blicke, dann ein dumpfes, halbersticktes „Adieu" von Irenens Lippen. Er schwang sich eilig auf's Trittbrett — jetzt stand er oben im Wagen, schon rückte der Zug an.

Ein krampfhaftes Ziehen schnürte sein Herz zusammen, und doch drängte sich ihm ein Seufzer der Erleichterung aus der Brust. Ungeduldig trat er von einem Fuß auf den andern, — es war kalt, ihn fror;

unruhig blickte er um sich — hatte er auch all seine Sachen, ja nichts vergessen?

Schon fingen die Räder an sich zu drehen, sie rollten rasch und rascher. Er stand am offenen Fenster, schützte mit der einen Hand seinen Hut gegen den stürmenden Morgenwind, mit der anderen winkte er zurück.

Da stand sie auf dem weiten Bahnsteig — allein — die Arme schlaff herunterhängend, ihre Gestalt im Grau zerflatternd. Mit trostlosen Augen sah sie dem brausenden Zug nach und dann weiter in trostlose Leere.

Wen die Götter lieben . . .

Er dachte ihrer mit einer großen Zärtlichkeit. Und doch war sie nicht seine Geliebte, würde es auch nie sein, weder seine Braut, noch seine Gattin.

Braut — Gattin?! Nein, als Frau könnte sie unter Umständen den Mann zur Verzweiflung bringen!! Nur zum Verlieben, zum Kosen, zum Zart-und-flüchtig-an's-Herz-drücken war sie geschaffen; ein lichter, gaukelnder Schmetterling, dem jede ernsthafte Berührung den Staub von den Flügeln wischte.

Er sah sie wieder neben sich hertrippeln, in sonnigen Frühlingstagen sonnige Waldwege entlang; noch hatte ihr Schritt das unbedacht hüpfende, die scheinbar unbewußte Grazie des Kindes, aber sie ging in Pariser Schuhen, in Stiefelchen, so elegant und teuer, wie nur die Modedame sie trägt. Ihr weißes Kleid streifte die Anemonen am Weg; mit einem Ruf des Entzückens bückte sie sich und pflückte und pflückte. Die hellen schwedischen Handschuh zeigten grünsaftige Flecken, sie riß in der Hast die Blumen mitsamt den Wurzeln

aus — nun hatte sie einen großen Strauß. Sie stand im raschelnden Buchenlaub und preßte den Strauß in ihren überschlanken Gürtel; lächelnd, blinzelnd neigte sie den Kopf auf die Seite, halb Kind, halb Kokette. Sie hatte Sonne in den Augen.

Sie war sehr hübsch, und wie gesagt, er dachte ihrer mit Zärtlichkeit. Aber wäre sie auch noch tausendmal anziehender gewesen und hätte ihr Charakter das größte Glück der Erde bedingt, an heiraten war gar nicht zu denken. Sie war krank. Ihm schien, als sei ihre Umgebung blind. Man war etwas in Sorge um sie; wenn sie hustete, wurde ihr ein forschender Blick zugeworfen: „Du hast dich erkältet, mein Herzblatt, sei heute etwas vorsichtig!" Wenn sie heiser sprach, wurde ihr lächelnd Stillschweigen für ein Stündchen auferlegt; aber niemand schloß das Fenster, durch das tückische Frühlingsabendluft hereinwehte, niemand warf ihr ein Tuch um das weiße Hälschen, das ihr Kleid immer frei ließ.

Die Mutter, selbst eine schöne Frau, war so stolz auf ihre schöne Tochter mit dem weißen molligen Kinderhals. „Diese Empfindlichkeit gegen Erkältungen wird sich mit den Jahren geben," meinte sie, „Susanne ist noch so jung; ich war auch in dieser Übergangsperiode zart, sehr zart, in weit höherem Maße wie sie. Das ist die Mauserzeit, die will durchgemacht sein!" Dabei lachte die schöne Frau ihr klares, melodiöses Lachen und drückte ihre üppigen Lippen auf die Stirn der Tochter.

Waren sie denn alle blind?!

„Susanne, süße kleine Person,“ seufzte Chefredakteur Doktor Ernst Wolfrath und stützte den Kopf in die Hand. Er saß an seinem Schreibtisch im Redaktionsbureau. Die Glühlichtlampe warf ihm einen hübschen Schein um den Kopf und von da weiter über's Papier und auf den Stoß Manuskripte und Zeitungen zur Rechten und Linken. Er schob sie alle unwirsch beiseite. Heute hatte man die Tochter seiner Wirtin begraben, ein Mädel, sechzehn Jahr, schlank und hübsch; er hatte auch einen Kranz spendiert. Mit hinaus zum Kirchhof war er nicht gegangen, das war ihm zuwider; er wußte ganz genau, was der Mann im schwarzen Talar dort sagen würde: Worte von der schuldlos dahingegangenen keuschen Mädchenseele, die Gott aus besonderer Gnade so früh zu sich gezogen — Worte, Worte, nichts als lauter Worte! Am Grab war nicht der Platz zu protestieren, und doch schien jede Erdscholle, die auf den Sarg niederprasselte, einen dumpfdröhnenden Protest zu erheben. Die Satten, die Müden mögen hingehen, aber so eine junge durstige Seele, die die Geistesaugen erst aufschlägt, die sich festsaugen, volltrinken möchte an erst geahnten Herrlichkeiten — — —

Wolfrath sah das junge Mädel vor sich — sie führte den hochtrabenden Namen ‚Viktoria‘ und der Mutter zweites Wort war: „Was meine Viktoria is“ — der Rock war immer etwas ausgewachsen, aber unter der Taille zeichneten sich die jungschwellenden Formen ab. Sie hatte ihm morgens meist den Kaffee-

in's Zimmer gebracht; noch vor acht Wochen hatte sie dabei über's ganze Gesicht gelacht und ihm mit schlau neugierigen Mädchenaugen auf's Pult geguckt. Jetzt mochte er sie sich gar nicht mehr vergegenwärtigen. Sie war so häßlich geworden, so abgezehrt und gelbgrau; die Backenknochen standen ihr heraus, die blutlosen Lippen bedeckten die Zähne nicht mehr. Und im Sarge war sie alt, ganz alt, ohne doch gelebt zu haben.

„Pfui!" Wolfrath fuhr unwillig vom Stuhl auf, mit erschreckender Deutlichkeit sah er plötzlich Susanne Werther gleich traurig verändert vor sich. „Pfui!"

„Was meinten der Herr Doktor?" fragte der schwerhörige Sekretär vom Nebentisch und reckte den graubuschigen Kopf hinter'm Pult vor. „Sofort, sofort! Stehe sogleich zu Diensten!"

„Ich habe Sie nicht gerufen; danke."

„Na, denn vielleicht jemand nebenan — entschuldigen der Herr Doktor — sofort, sofort!" Der Schwerhörige verschwand diensteifrig im Nebenzimmer; Wolfrath sah ihm mit einem bittren Lächeln nach. Solch eine Ruine, solch ein ausgedörrtes, abgemergeltes Stück Menschenfleisch, das nichts weiter konnte als in der staubigen Redaktionsluft sitzen und an der Feder kauen — warum ging nicht dieses Stück Dörrfleisch und legte sich statt des hoffenden Lebens in die Gruft?!

Eine sehr schlechte Einrichtung — ä! Der Doktor fühlte selbst, welch unliebenswürdiger Laune er war; er riß sich am Schnurrbart und vergrub dann die Hand im Nackenhaar. Es war wirklich nötig, zu überlegen,

wo man heut abend hinging. Zu Hause die Wirtin würde verheult sein, Todesahnung und Leichengeruch in der ganzen Wohnung; ein Königreich für den guten Gedanken einer wirklichen Erheiterung! Wintergarten? Apollotheater? Ronacher? Ba, Weiber, Weiber, lauter feile Weiber! Ihn ekelte plötzlich vor diesen Fratzen. Sie rochen nach Moschus, nach Moder, nach Gott weiß was; sie trugen Verwesungsgeruch an sich wie alle Menschen. Eine jähe Traurigkeit überfiel ihn. Er dachte wieder an Susanne. O, es mußte ein süßes Gefühl sein, diesem empfindungswarmen Geschöpf die Liebe zu lehren. Ganz deutlich klang ihm ihre Stimme in's Ohr: „Ich kenne die Liebe nicht — verliebt war ich wohl schon ein bißchen, sogar sehr oft — aber eine wirkliche große Liebe, so eine rechte, echte, Onkelchen, die kenn' ich leider noch nicht! Wie ist die? Schön, o sehr schön, Onkelchen! Nicht wahr?" Sie hatte ihn lächelnd dabei angeblinzelt, sie nannte ihn aus besonderer Neckerei ‚Onkelchen'; aber bei dem Blinzeln war ein seltsames Flimmern in ihrem Auge gewesen, ein feuchter sehnender Glanz, der ihn betroffen machte. In diesem Moment war sie nicht die graziöse junge Dame, nicht das weiße Kätzchen, das so zierlich spielte. Sie hatte was vom Weib, das nach Liebe verlangt; ein erwartungsvolles seligbanges Zittern war in ihrer verschleierten Stimme.

Arme Kleine! Wolfrath wischte sich über die Stirn, dann zog er mechanisch die Uhr und erhob sich. Es war Zeit zu gehen, halb acht, mit dem Ar-

beiten wurde es doch nichts mehr, die Stimmung war weg. Prüfend blickte er sich noch einmal um — so viel unerledigte Manuskripte! Sie grinsten ihn an, jeder schwarze Buchstabe drängte sich ihm vor's Auge. „Wartet," sagte er und ließ die geballte Faust auf den Papierstoß fallen, „sie wartet ja auch. Und ich fürchte, vergebens, wie ihr! Strich drunter — unbrauchbar — erledigt — punktum."

Er ging. Draußen scheußliche Finsternis, in der die Laternen kläglich um ihre Existenz kämpften. Ein feuchter Wind schnob durch die Straßen, die Pferdebahngeleise verschwanden in Wasserlachen, die Räder der vorüberrollenden Wagen verspritzten Schmutz nach allen Seiten. Nacht. Herbst.

Es war empfindlich kühl; fröstelnd schlug der aus dem warmen Zimmer Gekommene den Mantelkragen höher.

* * *

Doktor Ernst Wolfrath war im Frühjahr in Homburg gewesen zur Stärkung seiner im Winter überarbeiteten und überamüsierten Nerven; dort hatte er die reizende Bekanntschaft gemacht. Man wohnte in derselben eleganten Pension, in der es von Baronen und zahlungsfähigen Engländerinnen wimmelte. Der interessante Berliner Doktor mit den gewandten Manieren und der blassen Stirn gewann einigermaßen die Beachtung der Tafelrunde beim ersten Mittagessen; einige

der Damen nahmen sich sogar im stillen vor, ihn und seine ärztliche Hülfe bei etwaigen Indigestionen zu Rate zu ziehen.

Vor der Hand saß er sehr ruhig und uninteressiert da. Plötzlich fiel in das Gesprächsgesumme, in das vornehme ‚Ä, ä' — und das ‚A—o—u' der Engländerinnen ein Lachen; es schlug ordentlich ein. Ein übermütiges, kindisches Lachen. Wolfrath blickte auf und sah schrägüber, ein Stück weiter die Tafel hinauf, ein junges sonniges Mädchen, das ungeniert dem jungen Mann neben sich in's Gesicht lachte. Unwillkürlich stimmte der drollig verschmitzte Ausdruck dieses Mädchengesichts ihn auch zur Heiterkeit; er blickte öfter hinüber und amüsierte sich, wie der kleine Racker den jungen, anscheinend verliebten Menschen hänselte.

Nach Tisch ließ er sich vorstellen; und nun lernte er auch die Mama kennen, eine wunderschöne Frau, deren Gesicht ihm ebensowenig unbekannt war, wie der Name ihres ersten Mannes, den sie ihm nach wenigen Minuten der Unterhaltung offenbarte. Wenn sie auch von ihm geschieden war und jetzt den Namen des berühmten spanischen Violinvirtuosen de Camarillo, ihres zweiten Gatten, führte, so schien sie doch noch immer einigermaßen mit dem einstmaligen Besitz des ersten zu kokettieren. Wer in Deutschland kannte denn nicht den berühmten Tragöden Werther, den ersten unter den Mimen, der allabendlich rauschende Ovationen entgegennahm, den Liebling von Fürsten und Frauen?

O, Wolfrath entsann sich sehr genau der Zeit des Berliner Enthusiasmus, der sich jetzt mit einigen crescendi und decrescendi an der Wiener Burg wiederholte. Die ganze schöngeistige Welt Berlins hatte ein paar Winter lang in dem eleganten Künstlerheim verkehrt. Dieser Verkehr hatte einen jähen Abschluß gefunden in der Scheidung des Meisters von seiner schönen Frau; man war erstaunt, man hatte nie etwas von Uneinigkeit bemerkt, im Gegenteil, ihr, der Lächelnden oben in der Loge galt der erste Blick, die eleganteste Dankesverbeugung des Mannes. Zu einem sogenannten Skandal war es auch jetzt nicht gekommen; man trennte sich eben ganz glatt, ganz con grazia, und Frau Therese Werther, die ihr Töchterchen mit sich genommen, wurde bald in irgend einem fashionablen französischen Badeort Madame Teresina de Camarillo.

„Sie erinnern sich meiner, Herr Doktor?“ fragte die schöne Frau mit jenem Lächeln, das ihre etwas kleinen Züge plötzlich geistreich und bedeutend erscheinen ließ.

„Ob ich mich erinnere!“ Er hatte ihre Hand an die Lippen geführt. Er war sich ganz klar, diese Frau würde ihm gefährlich geworden sein, wie sie — behauptete Fama — es allen Männern wurde, wäre die Tochter nicht gewesen.

Susanne wurde seine kleine Freundin; ja mehr als das. ‚Onkelchen, Onkelchen,‘ wie oft schirpte das ihr heisres Stimmchen! Sie kam ihm immer vor wie eine junge Nachtigall, die sich zu früh aus dem Nest

gewagt hat, und die man sorgsam zwischen lauter Blüten betten muß, damit sie den klaren Gesangston wiederfindet, den ein rauher Luftzug der noch zu zarten Kehle entrissen. Mitunter war ein Ton in dieser Kehle, ein durchbrechender Klang der Leidenschaft, der ihn tief rührte.

„Mich hat niemand so recht lieb," klagte sie einst mitten im heitren Geplauder. „Mama spielt mit mir, sie putzt mich wie eine Puppe; und Papa —? Hab' ich denn überhaupt einen Vater?! Papa Camarillo ist sehr galant — sehr — und mein erster Papa schickt mir immer so schöne Sachen — o, so viele — aber einen Vater habe ich nicht; nein! Ich bin niemandes Kind." Thränen glänzten in ihren Augen, sie senkte den Kopf auf die Brust. „O, daß mich jemand recht liebte, so wie ich's wünsche!"

Es war Wolfrath hart angekommen, nicht auszurufen: „Ich, ich liebe dich recht!" Geradezu Ueberwindung hatte es ihn gekostet, die zarte Gestalt nicht in seine Arme zu ziehen. Aber gleich darauf war es ihm wie kaltes Wasser über den Kopf geflossen, sie hatte gelacht und mit kleinen raffinierten Bemerkungen die Toilette einer vorübergehenden Dame verspottet.

„Arme Susanne," seufzte Wolfrath, als er durch Schmutz und Wehen des Herbstabends seiner Wohnung zustapfte. Es kam ihm in den Sinn, daß er ewig lange nichts von seiner kleinen Freundin gehört hatte; im Anfang, bald nach ihrer Trennung in Homburg und auch noch die ersten Sommermonate hatte sie

fleißig geschrieben; in Pausen von drei, vier, fünf, acht Tagen hatte er ihre Briefe erhalten, kleine Bogen dicken Papiers mit großen steilen Schriftzügen bedeckt. Nun war der Sommer vergangen, der Herbst neigte sich bald zur Rüste, die Korrespondenz schien eingeschlafen. Wer mochte der schuldige Teil sein? Richtig — Wolfrath besann sich — die Kleine war ihm die Antwort schuldig geblieben, er mußte doch zu Hause einmal nachsehn, von wann ihr letzter Brief datierte.

Der Schritt des einsam Schreitenden wurde schneller; er hatte plötzlich Eile wie die Menge, die fremd und ohne Fühlung mit ihm vorüberhastete. Der Wind pfiff aufgeregt und fegte letzte gelbe Blätter von den Bäumen; sie waren so rasch angekränkelt, so rasch abgefallen, wie alle Großstadtpflanzen. Ueber die Potsdamerstraße weg, hoch oben über den Dachfirsten, jagten Wolken in drohender Gestalt; bald schwarze Klumpen, bald langgezerrte Ungeheuer mit gespreizten Fängen. Es war ein melancholischer Himmel, der sich in melancholischer Herbstnacht spannte. Was nutzten die vorüberhastenden Menschenmassen, was das unausgesetzte Rollen der Pferdebahnwagen mit immer wechselnden Lichtern, was die glänzende elektrische Beleuchtung der Schaufenster? Eine große Leere, ein durchfröstelndes Unbehagen lag doch in der Luft. Es war nicht abzuschütteln.

Naß und müde erreichte Wolfrath seine Wohnung, sie lag nicht weit, in der Lützowstraße; verschnittene Kugel-Akazien standen unter'm Fenster und hinter schwarzem Eisengitter lag ein spärliches Vorgärtchen. Er

klingelte im Parterre; es dauerte lange, bis man ihm öffnete. Endlich erschien Frau Müller, seine Wirtin, bis dahin noch eine stattliche Wittib, aber der Schmerz um die heut begrabene Tochter hatte sie plötzlich ganz zusammengeschrumpft.

Er sah ihr mitleidig in's Gesicht, sie schluckte an ihren Thränen und schlurfte, ihm leuchtend, langsam den Korridor entlang. Die Küchenthür stand halb offen, er sah einen jungen Menschen drinnen in der Küche beim Herd sitzen, die Arme auf die Kniee gestemmt und das Gesicht in den Händen verborgen. Der rührte sich nicht.

Drinnen in der Stube brach Frau Müller in Thränen aus: „Ach, was meine Viktoria war, die hat Ihnen immer so jerne die Lampe anjestochen, sie war zu en jutes Kind — un nu is se tot, un se haben ihr heute bejraben. Jotte doch. Jotte doch! Wenn ich bedenke, noch eine paar Jährchen, dann konnte se heiraten, ich hab' immer jedacht, se wird 'ne sehr feine Partie machen. Aber freilich, der Prediger sagt: ‚Wen der Herr lieb hat, den nimmt er früh zu sich' — das is auch wahr un das is mir en jroßer Trost. Was die Viktoria war, die wollte freilich nich jerne sterben. ‚Mutterken', sagte sie immer zuletzt und besah sich ihre dünnen Fingerchens, ‚Mutterken, ich wer' doch nich sterben müssen? Ach, man ja nich!' Mein Jott, wenn 's ja der Herr Prediger sagt, is es mir en jroßer Trost, aber ich —" Die Stimme schnappte der Frau ab, sie hielt ihre Schürze vor's Gesicht. „Herr Doktor, wollen Sie Thee oder en Glas

Punsch?" sagte sie erstickt hinter der Schürze her. „Ich kann auch Rührei und Schinken machen, oder vielleicht Rollmops? Was meine Viktoria war, die hat den bis zuletzt so jerne —"

„Schon gut, schon gut, Frau Müller!" Ein peinvolles Gefühl schnürte Wolfrath die Kehle zu, „ich will nichts. Gehn Sie nur!"

Nun war er allein. An ausgehn in irgend ein sogenanntes Vergnügungslokal dachte er längst nicht mehr. Er fing an, in seinem Pult zu kramen. Da war eine Schublade, ganz vollgestopft mit Liebesbriefen; wenn ein Mann als Junggeselle nahezu vierzig Jahr wird, sammelt sich schon dergleichen an, und Wolfrath hatte die Gewohnheit, achtlos alles da hinein zu werfen. Obenauf lagen die Briefe von Susanne Werther.

Mit spitzen Fingern, als sei's etwas Zerbrechliches, nahm der Mann jeden einzelnen Bogen heraus und legte ihn vor sich hin auf die ausgezogene Platte des Schreibtisches. Gedankenvoll sah er darauf nieder. Ueberdickes, rauhes Büttenpapier, die Ränder dem Abgerissenen alter Folianten nachgeahmt; ein durchdringender Chypre-Geruch haftete darin, wehte über's Pult und verflüchtigte sich im Zimmer. Mit jedem neuen Bogen strömten neue Duftwellen. So rochen ihre goldblonden Haare, so ihre Kleider! Hier in diesen Blättern war gleichsam der Duft ihrer ganzen Persönlichkeit.

Oben rechts, in der Ecke jedes der originell sein wollenden Briefbogen, ein kleiner grüner Vierblattklee,

darauf ein winziger roter Käfer mit schwarzen Punkten — ein Herrgottskäfer, der Glück bringt. „Das ist so auf allen Sachen, die ich von Papa Werther habe," hatte Susanne dem Freund erklärt, „er sagt, ich sei sein Herrgottskäferchen und bringe Glück — ob's wahr ist?"

Im Zimmer war es ganz still. Draußen Regen; der mußte in schweren Tropfen fallen, er machte trom, trom auf den Schirmen der Passanten. Es kamen nur noch vereinzelte Fußgänger vorbei. Das Wetter war zu scheußlich. Mit einer unheimlichen Dumpfheit verhallten ihre Schritte auf dem Trottoir. In den Schornstein tutete der Wind eine vollständig zusammenhängende Melodie, eine langgezogene schwermütige Herbstklage; es war ein Lied ohne Worte und doch konnte man leicht welche unterlegen, wenn man in der Stimmung war, wie Doktor Ernst Wolfrath. Er dachte an das arme junge Ding draußen auf dem naßkalten Kirchhof. „Mutterken, ich wer' doch nich sterben müssen? Ach, man ja nich — !"

Und dann las er Susannens Briefe.

* * *

Homburg, 1. Mai 1896

Lieber Herr Doktor!

Nun sind Sie erst drei Tage fort, aber mir ist's wie eine Ewigkeit. Dies kleine Briefchen soll zu Ihnen

fliegen in das laute Berlin und Ihnen sagen, daß ich an Sie denke; immerfort! — Ich gehe herum in der Stille, all die Wege, die ich mit Ihnen gewandert bin; aber sie gefallen mir nicht mehr.

Als Sie die Straße zum Bahnhof herunter gingen, winkte ich Ihnen aus dem Fenster nach — Sie, böses Onkelchen, drehten sich gar nicht mehr um! — und als Sie fort waren, da mußte ich weinen. Dumm, nicht wahr?

Mama ist es auch sehr fatal, daß Sie weg sind. Sie will gern für acht Tage nach London, wo Papa Camarillo im Krystallpalast kolossale Triumphe feiert; nun weiß sie gar nicht, wo sie mich unterdessen lassen soll. Der Doktor sagt, mit in den englischen Nebel darf ich nicht, der Witterungskontrast zwischen hier und dort würde mir nicht gut sein. Ich werde nun wohl mit der Jungfer allein hier bleiben, die ist ja auch schon fünfundzwanzig und ein ganz guter Schutz; sie sticht mit ihrer langen Nase allen die Augen aus.

Wissen Sie noch, wie hübsch es war, als Mama die paar Tage in Brüssel war und Sie mich bemutterten und beonkelten? Jeannette versteht ja kein Wort deutsch, und Sie imponierten ihr überhaupt so sehr, daß sie statt zehn, zwanzig Schritt hinterherlief. Wenn ich einmal einen Liebhaber hätte, könnte ich mir keine bequemere Duenna wünschen; sie hat Ohren und hat doch keine.

Wie geht es Ihnen? Amüsieren Sie sich? Denken Sie auch an mich? Sie wissen, Sie haben mir ver-

sprochen, mich nicht zu vergessen, und mich im Lauf des Jahres einmal wieder zu besuchen. Ich weiß zwar nicht, wo wir den nächsten Monat sein werden, und wo den übernächsten erst recht nicht — Mama ist gern öfter wo anders, und dann reist sie auch viel Papa Camarillo nach — aber das thut nichts, wir beide können uns schon irgendwo ein Rendezvous geben, das denke ich mir besonders nett.

Heute, am 1. Mai, ist ja so ein revolutionärer Gedenktag, das Empörerblut muß dem 1. Mai nun einmal in den Adern fließen, ich bin wie eine Rebellin aufgewacht. Ich habe mir heut früh meine Hände besehn und Fäuste draus geballt, aber sie sind zu schwach, lächerliche Fäustchen. Ich habe schon geweint vor Wut — ach nein, nicht vor Wut, ich weiß nicht vor ‚was'. Mama sagt, ich sei mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen, und ich soll mir ‚mes beaux yeux' — haha! — nicht rot weinen. Unsinn, wenn ich weinen will, weine ich eben; aber ich will ja gar nicht, ich will lieber immer lachen.

Aber eine rote Schleife werde ich mir doch vorstecken. Die Misses werden gucken, wenn die auf meinem weißen Kleid prangt! Ich rede ihnen vor, es sei ‚last fashion'; sie glauben's. Einen roten Gürtel könnte ich eigentlich auch umbinden; ich ziehe das weiße Tuchkleid an, das Sie so gern mochten.

Ach, lieber Herr Doktor, wären Sie doch ein bißchen hier, ich bin ganz betrübt, wenn — da, es klingelt zu Tisch, addio, addio! Rasch! Pah, es macht

nichts, wenn ich zehn Minuten später komme; desto mehr Aufsehen werde ich erregen. Weißes Kleid, rote Schleife, roter Gürtel, rote Augen, das ist

Ihre Susanne Werther.

* * *

Homburg, 5. Mai 1896

Lieber Herr Doktor, guter Freund!

Ja, Sie sind wirklich mein guter Freund, Sie haben mir so lieb geschrieben, ich danke Ihnen viel-vielmals!

Eben habe ich Tennis mit Mr. Brix und Mr. Eggerstone und Mr. John — Sie erinnern sich doch noch an meine ‚mutton chops'?! — gespielt; aber nicht lange, nur ein Stündchen. Ich sagte ihnen, ich müßte an einen lieben, an ‚my dearest friend' schreiben! Da machten sie Augen wie Kalbsköpfe en tortue — ach nein, so nennt man's wohl erst nachher, wenn es als Gericht auf den Tisch kommt; ich meine die Kalbsköpfe mit den kugelrunden glasigen Augen, die beim Metzger im Schaufenster stehn.

Gut, daß Mama nicht da ist! Ich müßte sonst sicherlich Brausepulver nehmen und auf der Chaiselongue liegen, so außer Atem bin ich; ich werde doch nicht mehr Tennis spielen, die Brust thut einem ganz weh danach.

Gestern früh ist sie abgereist und bleibt acht bis vierzehn Tage fort, genau wußte sie noch nicht, wie lange. Sie sah so wunderschön aus in ihrem grauseidenen Staubmantel und dem Hütchen mit den Rosen; alle Leute auf dem Perron guckten sich nach ihr um, und die Herren machten lange Hälse. Ich war ganz stolz auf meine schöne Mama. Und wie gut von ihr, sie läßt mir Jeanne und reist ohne Jungfer — die arme Mama!

Die Damen in der Pension sind nicht besonders nett zu mir, aber was mache ich mir draus?! Desto netter sind die Herren, und ‚das ist die Hauptsache‘, sagt Mama. Meine ‚mutton chops‘ sind meine Ritter; ‚sans peur et sans reproche‘ sind sie freilich nicht, aber in Ermangelung von besserem nimmt man fürlieb.

Entschuldigen Sie, ich habe eine Pause machen müssen und ein halbes Stündchen liegen, das dumme Tennis hat mich ganz mitgenommen. Aber nun geht's wieder!

Sagen Sie, beten Sie auch noch? Ich möchte wissen, ob ich noch bete, wenn ich so alt bin wie Sie. Gestern abend lag ich im Bett und konnte gar nicht schlafen, da habe ich sehr gebetet und Gott gesagt, daß ich so gern, ach so gern glücklich werden möchte.

Glück — was ist denn Glück?!

Wenn alle Menschen glücklich wären, die man schlechtweg so nennt, dann wäre es ja nichts Besonderes um das Glück; das wirkliche ‚Glücklichsein‘, so wie ich's

meine, ist doch wohl ganz was Exceptionelles. Es liegt nicht im Stand, es liegt nicht im Geld, nicht in den Kleidern und nicht in der Schönheit; es liegt — ja, worin liegt's nur? Das möchte ich gern wissen.

Sie sind so klug, sagen Sie mir's! Bitte!

Gestern gegen abend spazierte ich auf dem Waldweg, dem lauschigen, wissen Sie, den wir beide so gern gingen und wo die vielen Anemonen standen — jetzt sind sie alle verblüht — da begegneten mir ein Mann und ein Mädchen. Sie waren riesig simpel gekleidet und auch gar nicht besonders hübsch — sie hatte zum Beispiel eine dicke Nase — aber sie führten sich an der Hand und in ihren Gesichtern strahlte etwas, das war nicht von dieser Welt. Hinter ihnen, in der Waldlichtung, ging gerade die Sonne unter und schien ganz feurig um ihre Köpfe; mir kam's vor wie eine Glorie. Sie schritten an mir vorbei und bemerkten mich gar nicht, sie sahen nur immer einander an und lächelten. Die waren glücklich!

Ich trat hinter einen Busch und that, als ob ich Blumen pflückte, die gar nicht da waren. Aber Jeannette sollte mein Gesicht nicht sehen. Ich stand da wie ein Bettelmädchen.

Hier im Park sind jetzt sehr viel Nachtigallen; haben Sie auch in Berlin welche? Eine wohnt auch unter meinem Fenster und singt da die ganze Nacht; es klingt immer wie: ‚Komm, komm'! Wen ruft sie nur? Es stört mich, so schön es ist.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald wieder — recht bald — ich bin ja ganz allein. Ich werfe Ihnen eine Kußhand zu und bleibe immer

Ihre treue Freundin

Susanne.

* * *

Homburg, 15. Mai 96

Onkelchen, Onkelchen, das war eine ganze Strafpredigt! Sie sind böse über's Tennisspielen. Mein Gott, wenn's mir einer verboten hätte, hätte ich's gelassen, aber es war ja keiner da!

Mama ist noch immer weg, bleibt auch noch acht Tage; sie hat mir einmal geschrieben und zweimal telegraphiert. Sie leben in London in einem wahren Rausch; es ist eigentlich scheußlich, daß ich hier sitzen muß, zumal da —

Doch ich will Ihnen der Reihe nach erzählen!

Hier in der Pension war ein großer Krach, und sie sehen mich an, als ob ich eine Verbrecherin wäre. Mr. John, der gute lange Junge, hat mir seine Liebe erklärt, er hat mir einen förmlichen Heiratsantrag gemacht. Es war zum Schießen!

Im Konversationszimmer war's, er lag mir zu Füßen, seine langen Beine streckte er über's Parkett — o, es war zu komisch! Ich lachte und er weinte·

— er ist ein sehr guter Kerl — da ging die Thür auf und seine Mama kam herein. Ich konnte das Lachen noch immer nicht lassen, und Mama John war wütend und sagte: ‚Pfui, for shame, Master John, for shame' und wollte ihn beim Arm wegziehn. Da geriet er ganz außer sich, stampfte mit den Füßen, schrie, wenn er mich nicht heiraten könnte, schösse er sich eine Kugel durch den Kopf, und stürzte dann weg; vorher riß er noch ein paar Stühle um.

Die Johns sind jetzt abgereist, aber die andren alle sind doch noch böse auf mich. Die Pensionsdame: weil ich ihr die guten Gäste verjagt; die mutton chops: weil ich sie nicht vorziehe; die misses: weil — ich weiß nicht warum. ‚Schwamm drüber' sagen Sie in Berlin.

Ich wünschte, Mama wäre erst wieder hier; es ist doch schwer, allein in der Welt zu stehn, ich bin gar nicht dazu geschaffen.

Gut' Nacht! Es ist schon spät und die Nachtigall singt wieder: ‚Komm, komm —!' Wohin soll ich gehen —? Da ist niemand, der nach mir verlangt.

Susanne.

* *
*

Homburg, 25. Mai 96.

Lieber Freund!

Noch immer bin ich allein. Papa Camarillo und und Mama scheinen sich gar nicht trennen zu können,

das ist doch lächerlich bei so alten Menschen! Mama ist nämlich schon zweiundvierzig, wenn es auch niemand wissen soll, und Camarillo Mitte der Dreißig. Sagen Sie es aber nicht weiter!

Ich habe einen wundervollen Brief von Papa Werther bekommen, so schön geschrieben, wie ein Romankapitel. Er möchte mich gern nach Wien für ein paar Wochen einladen, aber er ist augenblicklich so überhäuft mit Neueinstudierungen, daß er sich mir kaum widmen könnte. So lassen wir's bis später.

Aber seine Photographie hat er mir mitgeschickt, als Hamlet. ‚Sein oder Nichtsein, das ist die Frage.‘ Ich sage Ihnen, die Pose ist herrlich, ebenso wirkungsvoll der Ausdruck des Gesichts; die Maske ist ganz famos. Ich habe vor'm Spiegel versucht, ob ich auch so ein Gesicht machen kann, aber es wurde nichts draus, ich bin eben der reine gamin; will ich nachdenklich aussehen, giebt's eine Grimasse.

Sein oder Nichtsein — manchmal denke ich, es müßte ganz schön sein, nicht mehr zu sein. Wenn alles aufhörte! Wie heißt es doch?

So doch die Weissagungen aufhören werden,
Und die Sprachen aufhören werden,
Und die Erkenntnis aufhören wird —
Die Liebe höret nimmer auf!

Ich schreibe das letzte lateinisch und so groß, weil es mir immer besonders gefallen hat. Es steht in der Bibel, irgendwo im Neuen Testament; wissen Sie das? Ich lese gern in der Bibel, die Geschichten sind wie

Märchen und lullen einen ein; aber dies Eine ist gewiß wahr. Die Liebe höret nimmer auf! Es muß wahr sein, sonst verlohnte sich ja das ganze Leben nicht.

Papa Werther hat mir ein Packet Bücher geschickt, er ist immer für die Fortbildung. Zola: Lourdes; Keynotes von der Egerton; du Mont: Das Weib; Neue Dramen von Wildenbruch. Er sagt, man muß von allem etwas haben. Wie ein Schauspieler nicht bloß Liebhaber oder bloß Charakterspieler sein darf, so darf dem Menschen nichts Menschliches, nach keiner Seite hin, fremd sein; und gar in der Literatur darf man nicht prüde sein, man muß alles lesen. Das finde ich auch.

Ich bin nun wirklich neugierig, wann Mama endlich wiederkommt. Ich hätte die größte Lust, ihr auch einmal auszukneifen, wüßte ich nur wohin! Und allein kann ich doch nicht.

Man kommt wirklich auf lauter dumme Gedanken, wenn man so gar keinen hat, mit dem man plaudern kann. Es ist ein Jammer, daß Sie nicht mehr hier sind! Wenn ich an Sie denke, kommt's mir vor, als ginge ich nach Hause.

Nach Hause — ach ja!

Der Medizinalrat besucht mich oft, aber ich fürchte, er thut's nur aus lauter Galanterie; denn krank bin ich doch nicht. Das bißchen Husten — puh!

Adieu, mein lieber Herr Doktor, mein liebes, mein gutes, mein goldiges Onkelchen! Wenn Sie sich noch einmal entschließen sollten, in den heiligen Ehestand zu treten, dann laden Sie mich ein, nicht wahr? Dann

tanze ich mich auf Ihrer Hochzeit tot — vor Freuden.

Sie dürfen mir die Hand küssen und auch die Stirn, wenn Sie mögen. Ich wünsche Ihnen so viel Gutes, so viel Glück, denn ich hab' Sie lieb. Ich möchte sein

Ihr Herrgottskäfer.

* *
*

Baden-Baden, 15. Juni 96.

Lieber Herr Doktor!

Das war mal eine lange Pause! Aber ich konnte wirklich nichts dafür, es war so viel Ärger dazwischen und Kranksein und alles mögliche Häßliche.

Doch damit will ich Sie nicht ennuyieren. Ich mag nur gesunde und hübsche Leute leiden und nette lustige Dinge; so wird's Ihnen wohl auch gehn.

Endlich bin ich mit Mama hier in Baden-Baden gelandet und sehr komfortable im Zähringer Hof untergebracht. Wenn's heißer wird, reisen wir in die Schweiz. Mama macht hier Furore; sie hat viele Verehrer, alte und junge. Wenn wir spazieren gehen, haben wir immer einen ganzen Schwanz hinter uns; ich weiß oft nicht: ‚Gilt es ihr, oder gilt es mir?‘ Aber das ist ja auch ganz egal.

O die schönen Berge und der Wald! Aber ich komme nicht hinauf und nicht hinein, wir laufen immer nur über die Promenaden, die man mit Atlasschuhen

betreten kann, und auf denen es nach Herren und Damen riecht — puh, nach lauter geschniegelten, parfümierten Herren und Damen! Ich mag ja Parfum auch sehr gern, es ist unfair nicht einen angenehmen Duft an allen Sachen zu haben, aber er muß zart sein, ganz individuell, nicht so ein grober, aufdringlicher Allerweltsgeruch.

Ich schnuppre auf der Promenade umher wie Diogenes mit der Laterne und suche Menschen — Menschen!

O Natur! Wer die einmal fände und festhalten dürfte! Ich bin auch schon so ein verbildetes kümmerliches Kulturgewächs, wenigstens kommt es mir manchmal so vor. Ich besehe mich nämlich jetzt nicht bloß äußerlich, sondern zuweilen auch innerlich, und das ist gar nicht erquicklich. Dann bin ich recht verstimmt: es mag wohl mit daher kommen, daß ich älter werde — schon bin ich über siebzehn — und daß ich mich zeitweise seltsam müde fühle, müde zum Sterben. Es müßte was kommen und mich aufrappeln und mich wieder so vergnügt machen wie damals, als ich mit Ihnen Anemonen pflückte.

Jetzt giebt es Rosen, Rosen die Fülle.
Wenn doch was käme!
Schreiben Sie bald

Ihrer Susi.

* * *

Baden-Baden, 3. Juli 96

Liebes gutes Onkelchen!

Unten spielt die Musik was aus Boccaccio und ich bin lustig, sehr lustig. ‚Firulin, firulin, firuléra‘ — Das Leben ist doch schön!

Wir haben hier sehr angenehme Tage; gute Luft, gute Diners und gute Gesellschaft. Neulich war ich sehr schlechter Laune, als ich an Sie schrieb, Sie müssen den Brief nicht so wörtlich nehmen; betrachten Sie ihn als ungeschrieben.

Uns gegenüber, in der eleganten Villa, wohnt ein junger Russe, ich sage Ihnen: famose Figur, und Augen — Augen — ich denke mir, Lermontoffs ‚Held unsrer Tage‘ muß solche Augen gehabt haben. Schwermütige halbverschleierte Russenaugen, die träumerisch über endlose Steppen schweifen, oder im hohen Röhricht blinzelnd das Wasserhuhn belauern; ihr Blick verliert sich gern in unermeßliche Weiten. Ich bin schon so an diese verträumten Augen gewöhnt, daß ich erschrecke, wenn sie mich einmal ordentlich ansehn. Überhaupt ein interessanter Mensch — Mama sagt das auch — und reich, reich!

Es ist heut schrecklich heiß; wir sollten längst in St. Moritz oder so wo sein, aber Mama lernt jetzt radeln; ‚Der Held unsrer Tage‘ radelt wie ein Gott. Ich kann natürlich wie immer und immer nicht mitmachen. Mein Hals ist nicht besonders in Ordnung; ich soll ihn nicht bloß tragen, sagt der Doktor.

Dummer Schnickschnack, ich werde doch mein Licht nicht unter den Scheffel stellen!



Verzeihung, das war ein Klex! Aber ich mußte mal rasch an's Fenster laufen und sehen, ob sie denn noch nicht wiederkommen. Es dauert so lang! Seit heute früh um 7 Uhr sind sie fort, jetzt geht's auf 11! Mamas Frisur wird bei der Hitze schön aufgelöst sein, sie hat nicht so naturlockiges Haar wie ich.

Sagen Sie mal aufrichtig, lieber Freund, finden Sie es nicht etwas unpassend, daß eine Frau radelt, die zweiundvierzig Jahr alt ist und eine längst erwachsene Tochter hat? Sie beleidigen mich gar nicht, wenn Sie mir darüber unumwunden Ihre Ansicht kund thun. Lieber Gott, man ist ja selbst schon alt genug, um über allerhand nachzudenken; die Kinderschuh sind ausgetreten, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, ‚leider‘ oder ‚Gott sei Dank‘!

In diesen Tagen schreibe ich an Papa Camarillo, es wäre ganz nett, wenn er herkäme; ich glaube auch bestimmt, daß der mir das Radeln erlauben würde, der kann mir nichts abschlagen. Mann und Frau gehören zusammen; ich begreife nicht, Mama liebt ihn so riesig, und doch sitzt sie hier und er da.

Wenn ich einen Mann hätte, ich würde ihn nicht verlassen, keinen Augenblick — natürlich müßte er nett sein, mir kein andrer besser gefallen, und ich ihn lieben.

Lieben —! Manchmal dämmert mir so was, manchmal — schon schlägt es 11! Sie sind noch nicht da! Adieu, adieu, jetzt lauf' ich hinunter auf die Straße, ihnen entgegen mir ist ordentlich bange.

Ach, wenn ich mein gutes Onkelchen doch hier hätte, so ruhig und lieb mit ihm plaudern und unschuldige Frühlingsblumen pflücken könnte!

Es ist ängstlich, sie kommen noch nicht.

Ich bin ganz unruhig, mein Herz klopft wie ein Hammer; es wird ihnen doch nichts passiert sein? Ein Sturz, ein Arm- oder Beinbruch?

Ah bah, ich bin doch wirklich kindisch, das Warten macht mich ganz nervös. Jedenfalls habe ich mir aber vorgenommen, ich radle auch, coûte que coûte. Man darf so junge Leutchen wie Monsieur Gregor Iwanowitsch und Mama — haha! — nicht so viel allein lassen. Ich bin ja viel älter als meine schöne Mama — Sie können's glauben, lieber Herr Doktor — denn — ich bin krank.

Unten die Musik dudelt immer noch: ‚Firulin firulin, firuléra', ich muß das Fenster schließen, es ist nicht zum anhören, nicht zum aushalten, ich —

Ah, Stimmen! Da sind sie endlich.

Eine Stunde später.

Verzeihen Sie, liebes Onkelchen, daß ich ohne Adieu so rasch von Ihnen fortgerannt bin, Mama und Monsieur Iwanowitsch kamen nach Hause. Sie müssen sich nicht amüsiert haben, Mama hatte Kopfschmerzen

und zog sich gleich zurück. Aber Gregor Iwanowitsch hat noch die ganze Stunde bei mir gesessen; er bestand darauf, daß ich mich auf die Chaiselongue legte, ich war etwas angegriffen. Er erzählte mir viel Interessantes von Rußland. Seine Heimat ist die Krim, da muß es herrlich sein — hohe Gebirge und rauschende Wälder und abgrundtiefe Seen und tiefblau ungetrübter Himmel. Da muß es herrlich sein zum Leben oder zum Sterben! Ich wünschte, ich käme dahin!

Gregor Iwanowitsch war sehr nett zu mir. Er hat eine melodiöse Stimme, die klingt in lauter Moll; das müssen wohl die Russen so an sich haben. Er ist sehr gut zu mir, beinah so gut wie Sie — nur anders.

Leben Sie wohl. Geben Sie mir einen Kuß! Ich gebe Ihnen auch einen, da, da (Kuß) haben Sie ihn.

Immer

Ihre Freundin

* * *

Frankfurt a. Main, 30. Juli 96.

Lieber Freund!

Sie werden erstaunt sein, aus der Stadt einen Brief von mir zu erhalten, während Sie mich in den Bergen wähnen. Wir sind hier, um den berühmten Hals-Schmidt zu konsultieren; er sagt, ich — ach nein, was

soll ich Sie damit langweilen?! Schlimm genug, daß ich mich allein drüber langweile; ich mag nicht krank sein.

Seit acht Tagen haben wir Baden-Baden verlassen; es war eine Hitze da, eine Glut —! Ein Druck lag auf mir, ich dachte, ich müßte ersticken. Papa Camarillo hat uns geholt. Er ist so nett zu mir, so galant; er sagt: ‚ma pauvre petite.‘ Es wäre eine Schande, wenn Mama ihm nicht treu bliebe.

Mir ist oft so weh. Ich sehne mich nach Reinheit, nach Klarheit, ich möchte auf Alpenberge steigen, höher denn je ein Mensch zuvor, und Gott nahe sein. Mein Finger würde an den Himmel klopfen: Sesam, Sesam thu dich auf! Sie kennen doch die Geschichte von Ali Baba und den vierzig Räubern? Und wie der arme Ali zuletzt das Zauberwort vergessen hat und verzweifelt an der starren Felswand sich ankrallt und schreit: ‚Thu dich auf, thu dich auf!‘ Sie that sich nicht auf. Er hatte das ‚Sesam‘ verloren, nun war's aus für ihn mit der Herrlichkeit. Ich bin wie der arme Ali; ich kann das Zauberwort nicht finden. Und ich habe solche Sehnsucht; ach, so sehr!

Ihnen kann ich's ja sagen, mein einziger Freund, ich sitze oft und weine bitterlich. Was soll aus mir werden? Immer lachen und spielen kann man nicht; ich kann's auf einmal nicht mehr, ich bin zu müde. Gestern abend — Papa Camarillo und Mama waren in der Oper — kam mir ein Gedicht in den Sinn, ich weiß nicht, habe ich's selbst gemacht, oder schon ein

andrer vor mir; immerfort kam mir die eine Strophe bis zur Qual:

Stumm sitz' ich an des Lebens Mahle
Ein überzähl'ger Gast;
Der müden Hand entsinkt die Schale,
Die sie noch kaum erfaßt.

Morgen bringen sie mich nach Soden zur Kur. Ein Fräulein ist für mich engagiert worden, eine ältliche Jungfrau, deren Mund immer süß lächelnd in einen sauren Apfel beißt. Sie ist ganz traitable; das kommt davon, sie hat ihr ganzes Leben lang sagen müssen: ‚Ich danke', während sie gern gesagt hätte: ‚Ich bitte'. Wir werden uns schon verstehen; wann verständen sich zwei Hungernde nicht? Der eine sagt ‚Brot', und der andere sagt auch: ‚Brot'; es bedarf keines Wortes weiter.

Camarillo's reisen nach Ostende; Mama hat sich ein wunderbares Badekostüm angeschafft, ganz decent, und doch ganz raffiniert. Sie probierte es mal hier im Zimmer an, Papa Camarillo durfte einen Augenblick durch die Thürspalte gucken, er hatte sich ganz närrisch vor Entzücken. Ach lieber Gott, als wenn das Äußere alles wäre! Die Seele, gebt euch die Seele zu eigen! Gebt mir eine Seele zu eigen!

Mama hat mir auch einen schönen Hut gekauft, die Frankfurter Putzmacherinnen haben wirklich Chic; man sollte kaum glauben, daß man in Deutschland ist. Er ist weiß und sehr groß, mit einer Flut von roten Rosen; er beschattet das Gesicht so geheim-

nisvoll pikant, ein Hut wie ein Gedicht von Heinrich Heine. Ich werde ihn immer zum Brunnentrinken aufsetzen.

Meine Adresse in Soden ist: Hotel de l'Europe.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund! Ich bitte Sie, denken Sie an mich. Es ist zwar nicht mehr die Susanne vom Frühjahr, aber noch immer

Ihre Susanne.

* * *

Soden, 25. August.

Lieber!

Nur ein paar Worte, ganz heimlich, das Schreiben ist mir verboten. Es geht mir gut; das heißt: Ich esse und trinke, ich lege mich zu Bett und stehe wieder auf, ich setze meinen weißen Hut auf und lasse mich spazieren fahren. Aber was ist das alles? — Sehr traurig!

Papa Werther hat mich hier besucht; es hat mich ja gefreut, aber doch bin ich seitdem angegriffner. Er spricht so viel, er hört sich selbst gern zu. Ich bin jetzt nicht für Besuche, auch nicht für die, die nachts leise hereinschleichen, sich an mein Bett setzen und von meinen Augen den Schlummer scheuchen. O die Gedanken, die bösen Gedanken! Käme doch ein Engel mit großen weißen Flügeln und jagte die lästigen fort!

Ob ich hier bleibe, wie lang ich hier bleibe, wohin ich gehe, weiß ich nicht.

Sobald es mir besser geht, kriegen Sie einen langen, langen Brief.

Susanne.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Oh —!" Es war ein langer mitleidiger Seufzer, der durch das stille Zimmer hallte. Das Knistern der Briefblätter hatte ein Ende; da lag das letzte kurze Zettelchen mit bleistiftgeschriebenen zittrigen Buchstaben. Draußen trommelte der Regen und im Schornstein pfiff der Wind eine neue Herbstklage, noch kläglicher, noch jammernder als die vorhergehende.

Fröstelnd sah sich Wolfrath um; es durchschauerte ihn. Also das sollte das Ende sein von so viel Jugend, so viel Liebreiz?! Nein, das konnte nicht sein!

Er ließ die Hand so schwer auf die Platte des Schreibtisches fallen, daß die armen kleinen Briefblätter emporflatterten und zu Boden wehten. Dann sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Die Uhr schlug elf. War's möglich, schon elf? So viel Zeit hatte er über diesen kindischen und doch so ernsthaften Briefen verträumt?

„Armes Ding," murmelte er und besah sich nachdenklich den roten Herrgottskäfer auf seinem grünen Glückskleeblatt, der ihm grade zu Füßen lag. Er fühlte ein eigentümliches Kribbeln im Herzen und dann ein schmerzhaftes Zusammenziehen. Langsam bückte er sich und las die Blätter wieder zusammen und verschloß sie — nicht

in der Schublade bei den Liebesbriefen — nein, ganz allein für sich, sorgfältig und behutsam, wie man ein teures, nicht mehr zu ersetzendes Andenken verwahrt.

Es mußte in seiner Laune, in der nächtlich stillen Stunde, in der Witterung, der ganzen trüben Herbststimmung liegen, daß Wolfrath die Briefe ernster nahm, als sie ihm früher erschienen. Da hatte er jeden empfangen und gelesen, oft in aller Schnelligkeit in der letzten Minute vor dem Gang zur Redaktion, oder mitten zwischen der Arbeit, oder abends nach einem Vergnügen, das das Blut erhitzt und die Sinne gefangen genommen hatte. Jetzt wußte er erst, was diese Briefe eigentlich waren — ein Verzweiflungsschrei, das bange Lechzen einer halbverschmachteten Kreatur. Jede sinnliche Regung, die ihm das graciöse Mädchen eingeflößt haben mochte, war urplötzlich verschwunden; er begehrte sie nicht mehr, er dachte einzig an sie mit einer großen Trauer. Im Frühjahr hatte es ihn oft verlangend gepackt, ihre lächelnden, plaudernden Lippen zu küssen; jetzt hatte er nur noch den Wunsch, ihre Hand zu fassen und zu streicheln.

Er beschloß auf's Geratewohl, noch einmal an sie zu schreiben; da sie auf seinen letzten Brief nicht geantwortet hatte, mußte es ihr schlecht gehn. — ‚Sobald es mir besser geht, kriegen Sie einen langen langen Brief'. —

— — — Mutterken, ich wer' doch nicht sterben müssen?! Mutterken, ach man ja nich! — — — —

Es wimmerte aus allen Ecken; das war die geknickte Jugend, die nach Leben schrie! Und Leben ist Liebe.

Der Regen trommelte, der Wind pfiff.

Die Schritte der Fußgänger draußen auf dem Trottoir waren längst verhallt; einsame totenstille Nacht.

Jetzt dumpfes fernes Rollen; das war die Pferdebahn, von müden Gäulen gezogen. Die trotteten durch Regen und Wind und sehnten sich nach Heu und Stall und Schlaf; nach weiter nichts.

Ein vereinzelter Fußgänger kam vorüber, seine Tritte verklangen dumpf: ‚tap tap‘, und nun immer ferner: ‚tap tap‘; so fallen Erdschollen auf einen Sarg.

Wolfrath fuhr zusammen; auf dem Korridor schleichende Schritte, und nun stahl es sich an seiner Stube vorbei. Er öffnete rasch die Zimmerthür, der Schein seiner Lampe warf einen breiten Streif in den dunklen Flur; „Sind Sie's noch, Frau Müller? Gehn Sie doch schlafen!“

„Ach nee,“ wisperte eine klägliche Stimme „iche!“

„Wer?“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, Sie kennen mir wohl nich, ich bin mit die Viktoria einjesejent un da — un da —.“

Der Doktor entsann sich jetzt. Diesen großen Jungen mit den überlangen Armen hatte er zuweilen mit dem hübschen Mädchen vor der Hausthür gesehen; jetzt war der leichenblaß, mit dick verschwollenen Augen. „Was wollen Sie denn noch?“ fragte Wolfrath unwirsch.

„Ach, sie haben ihr heute einjebuddelt,“ sagte der Junge wieder und trat aus dem Lichtstreif der Lampe

weg, in's Dunkel, wie eine zusammengeknickte Latte lehnte er an der Wand. „Ich jehe ja schon. Frau Müller is lang zu Bette, ich habe ihr jebeten, ob ich noch 'ne Stunde in die Küche sitzen darf — nu jehe ich ja auch." Die Stimme erstickte ihm, es war als ob er herausheulen müßte und sich dessen scheute. „Sie kommt ja doch nich mehr wieder!"

„Wer kommt nicht mehr wieder?"

„Ach niemand, nischt. Ich — ich dachte nur — entschuldjen Se, Herr Doktor" — der Junge wand sich verlegen, dann trat er wieder näher und wisperte: „Mir war et, als müßte die Viktoria noch einmal wiederkommen. Sie hat mir nie nich en Kuß jejeben un ich ihr nich; auf dem Sterbebett wollt sie jerne, aber wir haben uns vor Muttern scheniert. Nu ärjert mir das so, daß wir so dumm waren; un ihr wird es auch ärjern." Er heulte laut auf: „Sie haben ihr einjebuddelt!" Der Schlucken stieß ihn.

„Sie haben eins über den Durst getrunken," sagte Wolfrath streng, und doch that ihm der Bengel in der Seele leid. „Gehn Sie jetzt, fallen Sie nicht im Dunklen!"

Langsam schlorrte der lange Junge davon. Wolfrath hörte, wie er unsicher an der Thür herum tappte und mit dem Schlüssel klapperte. Dumpf fiel die Thür in's Schloß, nun war er weg.

Die Lampe in Doktor Wolfraths Zimmer erlosch noch nicht; er schrieb an Susanne Werther.

* * *

Der Winter war da, die Saison im vollen Gang. An den Lithfaßsäulen prangten täglich neue prahlerische Zettel; man machte Reklame in allen Branchen.

Im Deutschen Theater gastierte Lothar Werther; das Haus allabendlich ausverkauft, durch die stille Schumannstraße rasselten Equipagen und Droschken, die elegante Damenwelt florierte im I. Rang und in den Parkettlogen. Im Parkett drängten sich die Kritiker, beglatzte und unbeglatzte, solche mit und ohne Embonpoint. Der Beifall an jedem Abend war enorm; sei es, daß Werther in einer klassischen Rolle, oder in einer höchst modernen, höchst pikanten auftrat, immer war er der Meister. Es gab nur wenige Nörgler, die da behaupteten, sein ewiges Sichselbstspielen sei ermüdend, er kokettiere mit einer gewissen geistreichen Nervosität, die er nicht besitze.

Werther war der Held des Tages, Berlin beeilte sich, dem einstigen Liebling seine immer noch wachsende Bewunderung zu Füßen zu legen. Es gehörte zum guten Ton, bei glänzenden Diners den Meister an der Tafel zu haben oder ihn noch in später Abendstunde, nach dem Theater, den Gästen als Leckerbissen vorzusetzen.

Doktor Ernst Wolfrath traf den Gefeierten in großer Gesellschaft. Der Mime verstand es, sich mit einer gewissen blasierten Würde immer unter dem Kronleuchter herumzudrehen. Die eine Hand im Busen, mit den nachlässig leichten Gesten der anderen seine Rede begleitend, gab er mit den müde abwärts gezogenen Mundwinkeln und den weit aufgerissenen, leb-

haft rollenden Augen den Typus des genialen Mannes. Um die bleiche Stirn kräuselten sich dunkle Haare, nur an den Schläfen mischte sich Grau hinein. Das bartlose Gesicht war edel, aber vergebens forschte Wolfrath in diesen markanten Zügen nach einer Ähnlichkeit mit der Tochter. Susanne hatte nichts vom Vater, alles von der Mutter — von dieser Mutter!

Der Doktor fühlte das lebhafte Bedürfnis, sich dem Mimen zu nähern und auf die Bekanntschaft mit der Tochter hin ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. So konnte er vielleicht erfahren, wie es Susanne ging; sein im Herbst auf's Geratewohl nach Soden gesandter Brief war ihm ‚Adressatin abgereist' zurückgeschickt worden.

Wie ging es ihr? Wo war sie? Wolfrath fühlte wieder das ganze alte Interesse, als er sich dem Vater so nah sah. Susannens Bild stand mit einem Schlag, greifbar deutlich, hier mitten im Saal; in ihrer Lieblichkeit verdunkelte sie all die Mädchen ringsum. Ein ganzer Schwarm lichter Gestalten umflatterte jetzt den Mimen. Kostbare Fächer wurden hingestreckt, man bat um ein paar bleistiftgekritzelte Worte der Erinnerung. Irgend ein kühnes enfant gâté des Salons hatte diese Idee ausgeheckt, sie fand stürmische Nachahmung. Man bettelte, man schmeichelte — nur ein Citat aus irgend einer Rolle auf dieses Elfenbeinblättchen des Fächers, und man war ausgezeichnet, beglückt! Und der geniale Mann zog einen goldenen Bleistift und schrieb goldene Worte eigenen und entlehnten Geistes.

Jetzt war ein Herankommen unmöglich; Wolfrath verschob die Ansprache bis zu einem günstigeren Zeitpunkt und zog sich gelangweilt in eins der Nebenzimmer zurück. Dort fand er eine junge Dame, die er diesen Winter schon mehrfach in Gesellschaften getroffen. Sie hatte sich nicht an dem allgemeinen Werther-Kultus beteiligt und das gefiel ihm. Sie gefiel ihm überhaupt. Sie hatte nichts von Susanne, auch gar nichts, keinen Zug von der Pikanterie jenes Grisettengesichtchens, kein gleich reizvolles, immer wechselndes Augenspiel. Sie war ein großes gesundes Mädchen mit ruhig blühendem Gesicht, ebenmäßiger Gestalt und freundlichem Blick. Es ließ sich gut mit ihr sprechen, Doktor Wolfrath unterhielt sich angeregt; als er wieder in den Hauptsaal zurückkehrte, war der große Mime gegangen. Es war eine Besonderheit des genialen Mannes, plötzlich aus allen Weihrauchwolken und dem ganzen Tamtam geräuschlos zu verschwinden; man nannte das: bescheidenes Sichzurückziehen.

Wolfrath schlief diese Nacht sehr unruhig; erst lag er lange wach und machte sich Vorwürfe, nicht mehr aufmerksames Interesse für Susanne an den Tag gelegt zu haben; dann im Schlaf sah er ihre leichte Gestalt an sein Bett treten, im weißen Kleid; dasselbe war wie ein Sterbehemd. Sie hielt die Augen geschlossen und die kleinen Hände auf der Brust gefaltet.

„Onkelchen," sagte sie heiser und ohne Betonung wie eine Schlafende, „Sie haben mich vergessen! Und

Sie wollten mich doch nicht vergessen! Ich bin allein! Allein!"

Wolfrath fuhr auf; er hatte selbst laut gerufen: ‚allein', und erschrak jetzt über die eigene Stimme.

Am folgenden Abend gab man im Deutschen Theater Hamlet; der große Gast kreierte die Rolle für diese Saison.

Wolfrath saß im Parkett, in einer der vordersten Reihen. Mit unheimlicher Deutlichkeit sah er die Schminke, die untermalten Augen und den aufgepappten Zug geistreichen Wahnsinns auf der Stirn des Mimen. Ja, das war ganz dieselbe Pose, die er schon von der Photographie her kannte, auch nicht eine Linie von Gestalt und Gesicht anders bewegt; die war gut studiert. Ein grenzenloses Mitleid mit der Tochter, die nur so das Bild ihres Vaters erhielt, erfaßte den Doktor; in der letzten Pause schickte er seine Karte in die Garderobe des Künstlers und bat, ihm nach der Vorstellung aufwarten zu dürfen. Er war nicht der einzige, der das begehrte, aber als Mann der Presse hatte er den Vorrang.

Jedenfalls glaubte sich Werther auf ein Interview gefaßt machen zu müssen, er kam dem Besucher mit einer ausgesuchten Liebenswürdigkeit und fascinierendem Lächeln entgegen. „Mein Verehrter," säuselte das sonore Künstlerorgan, „was verschafft mir die Ehre? Wolfrath — Doktor Wolfrath — Freie Presse — nicht wahr? Ich bitte, nehmen Sie Platz, ich stehe zur Verfügung!" Er warf die Hamlettrikots, die sich noch auf dem

Ruhebett spreizten, zu Boden und machte eine schöne runde Armbewegung. „Ich bitte!"

Der geniale Schauspieler hatte eine ganz eigentümliche Art zu accentuieren, auch im gewöhnlichen Leben. Er verweilte auf jedem Vokal mit gesanglichem Wohllaut und gab den Konsonanten eine rhythmische Schärfe.

Wolfrath sah ihm in's Gesicht — noch saß die Hamletfalte zwischen den düster gezogenen Brauen. „Verzeihen Sie, ich komme in einer ganz privaten Angelegenheit. Mein Name ist Wolfrath, Doktor Ernst Wolfrath, ich weiß nicht, ob Sie sich meiner —"

„Ich bitte, ich bitte —," wieder die schöne runde Armbewegung, „ich entsinne mich sehr genau, natürlich, Wolfrath, Doktor Ernst Wolfrath!" Das Hamletgesicht war ganz Interesse und Verständnis. Wolfrath fühlte sich erleichtert, Werther schien genau orientiert, da bedurfte es keiner langatmigen Erklärungen. Darum sagte er kurz: „Ich möchte um eine Adresse bitten. Als ich die Ehre hatte, die Bekanntschaft von Madame Camarillo zu machen —"

„Aha, die Adresse meiner Frau — aha! Ja" — der Mime zog die Schultern in die Höhe und sah den andern eigentümlich an — „ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht, ob Therese — pardon — Madame Camarillo wünscht, daß ich ihre Adresse angebe. Sie schrieb mir neulich, daß Camarillo an Eifersucht leide; ich weiß also wirklich nicht — ich möchte Therese keine Unannehmlichkeiten bereiten. Entschuldigen Sie!"

„Wieso Unannehmlichkeiten?“ Wolfrath fixierte scharf das verschminkte Gesicht. „Wenn ich um die Adresse der Tochter bitte, kann doch unmöglich Herr Camarillo Eifersuchtsanwandlungen bekommen.“

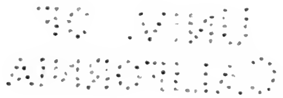
„Tochter — der Tochter? Wessen Tochter? Ach so—o—, meiner Tochter?“

„Ich bitte um die Adresse von Fräulein Susanne, von Susanne Werther, mit der ich im Frühjahr in Homburg war. Mein Name ist Wolfrath.“

„Ach so — Wolfrath — hm, ja, Wolfrath!“ Werther hatte augenscheinlich keine Ahnung, er half sich mit einem nervösen Lachen.

In dem andren flammte es auf; so wenig Interesse hatte der Vater für sein Kind?! Er wußte es genau, Susanne hatte nach Wien oft von ihrem guten Freund geschrieben, mehr als einmal in ihren Briefen seinen Namen genannt. „Sie haben alles vergessen,“ sagte er rücksichtslos. „Ich bin Susannens Freund. Und Freunde haben oft mehr Interesse wie Angehörige. Ich habe ihr nach Soden geschrieben und den Brief zurückerhalten. Ich weiß nicht, wo sie jetzt ist; ich bitte um ihre Adresse.“ Er sprach knapp, das Hamletgesicht war ihm unerträglich.

Dieses verzog sich jetzt, die Hamletmaske wurde die von König Lear. „Mein unglückliches Kind,“ stöhnte der Mime und ließ sich in den nächsten Stuhl fallen — „meine schöne Tochter! Verloren, verloren!“ Die Haarlocke hing ihm tiefer, schlaffer herunter, er schlug



sich mit der Hand vor die Stirn; er war ganz verzweifelter Vater.

Eine Pause entstand, eine Kunstpause, in der man nur die hohlen Atemzüge des König Lear hörte.

Wolfrath stand auf. „Wo ist sie jetzt?" fragte er rauh.

„In Hohen-Honnef, oben im Siebengebirge."

„Wer ist bei ihr — die Mutter?"

„Augenblicklich — augenblicklich, so viel ich mich entsinne, niemand — nein, niemand, nur ihre Duenna, eine vorzügliche Person, wirklich eine ganz vorzügliche Person! Und dann ist der Arzt der Anstalt da, eine Kapazität. — Sie müssen wissen, verehrter Doktor, Hohen-Honnef ist eine Anstalt ersten Ranges." Hamlet-Lear wurde nach und nach allgemein menschlicher und lenkte in den gewöhnlichen Konversationston ein. „Mein Gott, es geschieht ja alles für das Kind, man thut alles, was nur irgend zu thun ist. Erst Homburg, dann Baden-Baden, dann Soden, dann die See. Ich war sehr für einen Winteraufenthalt an der Riviera oder in Südfrankreich, aber die Professoren in Leyden und Bonn meinten, wir sollten sie nicht mehr so herumschleppen. Und dann war es auch nicht ganz so unbequem für Therese, sie wünschte Camarillo auf der Tournée in die östlichen Provinzen und Rußland zu begleiten. Im Fall etwas passiert, hat sie es doch bequemer nach Hohen-Honnef als in den Süden.

Es ist schaudervoll, höchst schaudervoll!"

Wolfrath wandte sich ab; der letzte theatralische Ton berührte ihn wie ein Schlag in's Gesicht. Er

machte eine stumm dankende Verbeugung, und dann fragte er, schon im Gehen: „Muß sie viel leiden?"

„Jedenfalls — aller Wahrscheinlichkeit nach — es ist doch wohl zum Schluß immer so bei dergleichen Kranken. In Soden besuchte ich sie, da war sie noch außerordentlich munter, eine reizende kleine Fee. In einiger Zeit werde ich sie wohl wieder besuchen. Wissen Sie, verehrter Doktor," er seufzte, „es ist doppelt schwer für mich. Eine Künstlernatur bedarf der Sonne, der Heiterkeit. Ich neige so wie so zur Melancholie, wie Sie ja aus meiner Auffassung verschiedener Rollen gesehn haben werden. Ich muß bei meiner Uebernervosität Erschütterungen vermeiden. Therese, mit ihrem glücklicheren, sagen wir oberflächlicheren Temperament macht sich keine Gedanken, sie ist vor der Hand noch ganz sorglos. Wir haben uns in letzter Zeit wieder mehr einander genähert — Ihnen als gutem Freund des Hauses kann ich das wohl sagen — daher bin ich über ihre Ansicht ganz unterrichtet. Sie glaubt an entschiedene Wiederherstellung der Kleinen und hält das ganze Kranksein für etwas mehr oder weniger Laune. Ich wage nicht, dem entgegen zu treten; wozu einen glücklichen Optimismus stören?! Wir tieferen Naturen, wir freilich ermessen des Leidens ganze Größe. Mein unglückliches Kind, meine schöne Tochter! Verloren!"

Er senkte den Kopf auf die Brust und knickte in den Knieen ein. Wie ein Gebrochner, doch groß in Selbstbeherrschung, drückte er stumm die Hand des sich Empfehlenden. Dann noch hinter der halbgeschlossenen

Thür ein Murmeln: „Leben Sie wohl, verehrter Doktor, verehrter Freund, leben Sie wohl!“ —

* * *

Kurzer Tag. Bleiche Sonne. Unten im Thal verschwimmt der Rhein schon in einer Dunstschicht, das Auge kann seinem Lauf nicht folgen. Die Villen von Honnef und weiter stromabwärts die Häuser von Königswinter liegen wie verschluckt in ihren Gärten, nur ab und zu leuchtet eine grellweiße Mauer, auf die ein scheuer Wintersonnenstrahl fällt. Drüben von Rolandseck gar nichts zu sehen; die Ferne ist grau.

Nur die Spitzen des Siebengebirges haben noch Licht. Da hebt sich malerisch der Drachenfels, heller glänzt dahinter der Ölberg; von der Löwenburg-Ruine ist nichts zu sehen, sie liegt versteckt im schneebepuderten Wald, desto deutlicher zeigt sich der modern massige Bau von Hohen-Honnef. Wie ein Lustschloß, breitgestreckt, mit Türmchen und Altanen liegt die Anstalt ganz frei, auf vorgelagerter Höhe. Ein breiter in Serpentinen gewundener Fahrweg führt hinauf; ihn überholt ein steiler schmaler Fußpfad, der vom Schnee nicht frei geschüppt ist und sich, kaum erkennbar, von den Häusern im Grund nach oben zieht. Rechts und links Buschwerk und moosige Lehnen. Es ist nicht kalt, die höheren Berge im Hintergrunde geben Windschutz, aber es liegt eine traurige Atmosphäre über den Büschen, die der Winter nicht ganz ihrer Blätter entkleidet hat.

Gelb und braun und zusammengeschrumpft hängt noch armes Laub an den Ästen und friert und zittert unter jedem Hauch. Herber Moderduft steigt vom feuchten Boden auf und geht wie eine Nebelwolke vor dem Wandrer her. Eine Schar Dohlen streicht mit Gekrächz aus dem Knieholz, flattert voraus nach dem Schloß und läßt sich dort auf Türmchen und Altanen nieder. Auch auf der Wegtafel: ‚Kuranstalt Hohen-Honnef‘ sitzen die schwarzen Vögel; sie recken die Hälse und äugeln neugierig dem Wandrer entgegen, der den einsamen Fußpfad heraufsteigt.

Doktor Ernst Wolfrath besuchte seine kleine Freundin Susanne Werther. Zum Neujahrsmorgen, nach durchzechter Sylvesternacht, hatte er den Brief erhalten, der ihm, mit fremder Handschrift, in einer förmlichen, geschäftlichen Art und Weise ankündigte, daß das gnädige Fräulein sich sehr über die herrlichen Blumen des Herrn Doktors zu Weihnachten gefreut und herzlich danken lasse. So weit ‚im Auftrag‘. Dann folgendes: ‚Das Befinden der Patientin lasse leider sehr zu wünschen übrig trotz der Anwesenheit der Frau Mama. Monsieur de Caramillo werde demnächst eintreffen und an Herrn Werther habe man, auf Verlangen des Arztes, die ungünstige Wendung des Zustandes depeschiert.

Mit verbindlicher Empfehlung
ergebenst
Klara Eigenbrod.‘

So schrieb die Gesellschaftsdame.

Aber da fiel noch aus dem Couvert ein kleiner Zettel, zusammengeknifft wie ein Fidibus, und darauf kaum leserliches Bleistiftgekritzel:

„Prost Neujahr, Onkelchen! Auch ich hoffe was vom neuen Jahr. Sesam, Sesam, thu' dich auf! Wann sehen wir uns wieder?"

So schrieb Susanne.

Eine ahnungsschwere Bangigkeit zog Wolfraths Herz zusammen, als er dem voraneilenden Stubenmädchen langsam über den langen teppichbelegten Korridor folgte. Wie würde er sie finden?! Das Mädchen trug seine Karte in der Hand, sie wußte nicht, ob die gnädige Frau Besuch annehmen würde, da der Herr erst heute morgen gekommen sei.

Welcher Herr? Nun, der hübsche Herr mit den schwarzen Augen, der so freundlich lachte und so schön Violine spielen konnte! Sie scheute offenbar den fremdländischen Namen.

Nun waren sie an einer hohen Flügelthür, das Mädchen klopfte und verschwand dann. Wolfrath stand allein im fensterlosen verdunkelten Korridor und fühlte sich an die heiße Stirn. Schweißtropfen perlten da, und hinter den Schläfen hatte er ein unheimliches Hämmern. Die ganze Atmosphäre hier hatte etwas Bedrückendes. Diese Lautlosigkeit, nur ab und zu von heiserem Hüsteln hinter fest geschlossenen Thüren unterbrochen, etwas Gespenstisches. So hoch die Wölbung der Decke und doch so angstvoll niedersenkend — armer Herrgottskäfer!

„Die gnädige Frau lassen bitten!“ Wolfrath fuhr zusammen, die Flügelthür hatte sich geöffnet — da ein Kleiderrauschen, zwei weiche Hände streckten sich ihm entgegen: „Aber das ist ja ganz charmant — diese Überraschung! Bitte, lieber Freund, treten Sie näher! Willkommen, herzlich willkommen!“

Madame Camarillo empfing ihn mit derselben lächelnden Grazie, mit der sie ihn im Salon zur Soirée empfangen haben würde. Chic, duftend, verführerisch stand sie auf der Schwelle. Da war nichts von Ermüdung auf diesem schönen Gesicht, kein Kummerfältchen; glatt die Haut, und die großen Augen glänzend und neugierig wie die eines Kindes.

„Nein, diese Überraschung! Was führt Sie hierher, lieber Herr Doktor?“

Die Kehle war ihm wie zugeschnürt; was ihm am meisten auf dem Herzen brannte, konnte er nicht sagen, er murmelte etwas Undeutliches und beugte sich über ihre schöne Hand.

Sie wartete auch gar keine Antwort ab, sie zog ihn tiefer in die Stube und drückte ihn in einen Sessel. „So— ah, gestatten Sie,“ sie drehte sich lebhaft nach dem Fenster — „mein Mann, — lieber Alfredo, hier, Doktor Wolfrath, ein guter Freund aus Homburg vom Frühjahr her — ich glaube, ich erzählte dir schon!“

Der schlanke Mann trat heran; er verbeugte sich elegant; ‚wie ein Kunstreiter‘, dachte Wolfrath. Monsieur de Camarillo schien entschieden durch den Besuch gestört, er nagte mißmutig an der Unterlippe.

In dem Zimmer herrschte jenes Durcheinander, wie es elegante Leute, die aus dem Koffer zu leben pflegen, lieben. Allerhand Fläschchen und Büchschen standen umher, auf dem Divan eine lässig hingeworfene Reisedecke und ein Zola in schreiend gelbem Umschlag; auf dem Tisch eine geöffnete Bonbonnière mit kostbarem russischem Confect. Über allem ein Duft von Parfüm, ein Duft der sogenannten Welt.

„Er ist erst heute angekommen,“ lächelte Madame und schmiegte sich an den schlanken Mann mit der Zärtlichkeit einer ganz jungen Frau.

Camarillo pustete leicht auf das glänzende Gelock, das ihre weiße Stirn sorgfältig umkräuselte, und küßte jede ihrer Fingerspitzen einzeln. Es war gewiß, Wolfrath hatte ein angenehmes tête-à-tête gestört; für ein solches sprach auch jener weiche Sessel mit den lässig eingedrückten Kissen und das zurückgeschobene niedere Tabouret davor. Auf dem mochte wohl Camarillo gesessen haben, den Kopf an die Kniee der schönen Frau geschmiegt; und ihr roter Mund hatte Worte geflüstert, Worte voll lauter Leben. Da war kein Gedanke des Todes in diesem durchdufteten Zimmer.

Wolfrath gab sich einen Ruck. „Was macht Susanne?“

Die Frage schlug ein, wie eine Bombe. Die Situation änderte sich plötzlich. Madame machte ein Gesicht, als habe ihr ein plumper Stiefel auf das zarte Füßchen getreten; sie zog die Brauen zusammen und seufzte: „Ach Gott, das arme Kind! Es geht ihr nicht gut, leider gar nicht gut; wir machen jetzt viel mit ihr

durch, sie ist so launenhaft. Aber man muß Geduld haben, es ist doch vorübergehend . . Sie hat gar nichts mehr von ‚Sonne‘,“ setzte sie klagend nach einer kleinen Pause hinzu.

„Arme Kleine,“ murmelte Camarillo. Er bedauerte die Stieftochter, wie man ein hübsches Tierchen bedauert. Dann sah er wieder ganz hingenommen seine Frau an: „Sei nicht traurig, m'amie, ich mag nicht, wenn du seufzest!“

„Kann ich sie sehen?“ stieß Wolfrath hervor, „ich würde sie gern sehen!“ Es war ihm unmöglich zu sagen, daß er einzig und allein darum gekommen sei, die weite Reise gemacht habe; hier wäre ihm das lächerlich erschienen.

Es kam auch gar kein Mensch hier auf diesen Gedanken; die Mutter war so ganz der Mittelpunkt, der ihrer eignen Gedanken sowohl, wie derjenigen ihrer Umgebung.

„Kann ich sie sehen?“

„Gewiß, gewiß.“ Madame Camarillo erhob sich bereitwillig. „Die Kleine wird sich freuen, aber freilich —“ sie zögerte und der erste Ausdruck von Besorgnis erschien auf ihrem Gesicht, aber es war der Ausdruck besorgter mütterlicher Eitelkeit. „Sie werden Susanne sehr verändert finden. Sie ist augenblicklich gar nicht reizend; ich weiß nicht, wie das Kind zu diesen spitzen Zügen kommt!“

„Arme Kleine,“ murmelte Camarillo wieder.

„Also, bitte, wenn Sie wollen, Herr Doktor?!“

Sie erhoben sich. Die Thür zum Nebenzimmer ging auf, voran glitt die lebensvolle Gestalt der Mutter.

Und da war die Tochter!

Ein überheiztes Gemach — im Hintergrund ein großes Fenster, durch das die scheidende Wintersonne mit seltsamer Fahlheit flutete. Mitten in der Fahlheit ein Ruhebett, darauf unter Decken ein fast verschwindendes Figürchen.

„Susanne," lächelte Madame, „sieh mal, wen ich dir bringe? Susanne, so sieh doch!"

Das Figürchen hob den zurückgesunkenen Kopf, zwei übergroße Augen fuhren unstät umher, wie fremd, wie aus einer andren Welt hergerufen. „Ah — Doktor Wolfrath — wie liebenswürdig — ah — ich wußte es!" Sie erhob sich halb, plötzlich elastisch, und versuchte ihr verschobenes Morgenkleid zu ordnen. „Wie liebenswürdig!"

Das war auch der Ton der Welt, aber noch ein andrer Klang darin, ein Klang, der dem Besucher das Wasser in die Augen treiben wollte. Er faßte nach dem glühenden Händchen und hielt es fest umschlossen; die dünnen Finger waren wie gar nichts, ganz zerbrochen.

Und zerbrochen klang die heisere Stimme. „Sie kommen zu mir? Oh, wie ich mich freue! Sehen Sie, Fräulein Eigenbrod," Susanne drehte den Kopf mit ihrer alten Lebhaftigkeit nach der Gesellschaftsdame, die jetzt irgendwo aus einem Winkel auftauchte, „ich sagte es Ihnen ja, ich hoffe was vom neuen Jahr! Onkelchen," sie streichelte seine Hand, legte den Kopf auf die Seite

und versuchte den alten, blinzelnd koketten Blick — „Sie wollen wohl mit mir verabreden, wo wir im Frühling Anemonen pflücken? Wissen Sie noch? Fräulein Eigenbrod, Jeannette soll das weiße Tuchkleid für morgen herauslegen. Onkelchen, ich geniere mich," sie zupfte an ihrem ohne Façon gearbeiteten Rock — „gucken Sie nicht hin! Onkelchen, das war eine famose Idee, ich freue mich riesig!"

Sie hustete.

„Fräulein Susanne, Sie sollen nicht so viel sprechen," mahnte leise die Gesellschafterin. Sie wechselte einen raschen Blick des Einverständnisses mit Wolfrath und nickte unmerklich mit dem Kopf; sie schien die einzig Sehende hier.

„Ja, Susanne," mahnte auch Wolfrath, „sprechen Sie nicht so viel!"

„Aber warum denn nicht," schmollte die Kranke.

„Warum denn nicht," echote die Mutter. „Nicht wahr, Susanne, wir beide sind nicht für's Stummsein?" Sie wendete sich nach den übrigen hin: „Gott sei Dank, daß sie spricht! Lassen Sie sie nur plaudern, das ist das beste Zeichen. Sie war so lange unheimlich still. Plaudre, meine süße Susanne, plaudre!"

„Ich war so lange stumm," sagte die Kranke und ein halb spöttisches, halb trauriges Lächeln verzog ihren Mund — „ganz stumm. Aber inwendig hab' ich gesprochen. Wenn ihr's nicht versteht!" Ungeduldig stieß sie die Decken mit den Füßen herunter. „Ich habe gesprochen," flüsterte sie und versuchte Wolfrath näher zu

sich heran zu ziehen. „Hier, setzen Sie sich her, ganz dicht neben mich — braves Onkelchen — ihr anderen könnt nur gehen, er ist zu mir gekommen, zu mir ganz allein. Siehst du, Mama —“ sie triumphierte — „es macht sich doch noch einer was aus mir; nicht wahr, Onkelchen?“

Es war herzzerreißend. Diese angeborene Koketterie und schon das Zeichen des Todes auf der Stirn und den verwelkten Zug um den Kindermund!

Wolfrath setzte sich dicht neben das Ruhebett, er hatte ein Zittern in den Knieen, das ihm das Stehen kaum mehr möglich machte; so hatte er sich's nicht gedacht, wohl schlimm, aber so doch nicht. Es war ihm schlecht zu Mut, förmlich übel; der kranke Hauch aus ihrem Mund traf ihn.

Das Ehepaar Camarillo hatte ein Geflüster mit einander begonnen, Madame lachte melodisch leise und schob ihre Hand in den Arm des Mannes; nach und nach näherten sie sich der Stubenthür, nun waren sie verschwunden.

Es war niemand mehr im Zimmer als die Gesellschafterin und auch die war eigentlich nicht da. Sie machte sich abseits zu schaffen, trat dann an's Fenster und starrte angelegentlich in den sinkenden Abend hinaus. Ihre schwarze Gestalt hob sich kerzengerade und dünn vom Hintergrund ab. Jäh verschwand draußen die letzte Helle, die dünne Gestalt verschwamm in eins mit der Dunkelheit; auch sie war verschwunden.

Wolfrath sah nur die Flammen des Kamins in zuckendem Wiederschein auf dem Teppich tanzen; er

hörte die erregten Atemzüge Susannens und fühlte ihre heißen Wangen an seiner Hand; sie hatte sich da angeschmiegt. Er kam sich vor wie im Traum, alle Männlichkeit war von ihm abgefallen; er empfand wie eine Mutter, die ihr krankes Kind hütet. Ein namenloses Mitleid machte seine tiefe Stimme weich.

„Susanne," sagte er leise.

Sie rührte sich nicht. Sie lag still, die Wange fest an seine Hand geschmiegt.

„Susanne!" In der Dämmerung konnte er ihr Gesicht nicht erkennen, er beugte sich tiefer über sie. Da sah er, daß sie weinte. Ihre großen Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, dabei entströmten ihnen Thränen, eine ganze unaufhaltsame Flut. Sie weinte lautlos, ohne eine Miene zu verziehen.

„Was ist denn, was ist denn?" flüsterte er. „Hat mein Kommen Sie erschreckt? Ich dachte doch, eine gewisse kleine Dame würde sich freuen und statt dessen" — er machte einen kläglichen Versuch, scherzhaft zu sprechen — „und statt dessen so viel salziges Naß?"

„O nein, o nein" — ihre Thränen rannen immer weiter, „ich weine, weil ich so allein gewesen bin. Ein verlassnes Kind, das sich gefürchtet hat, schreit auch erst, wenn die Mutter wiederkommt — die Mutter — Mutter, Vater — oh!" Sie erhob beide Hände und drückte sie fest gegen die Schläfen. „Ich bin allein. Und das Leben ist wie ein Felsen, undurchdringlich, verschlossen. Ich klopfe dran und rufe: Sesam, thu dich

auf! Es thut sich nichts auf. Ich bin ein armer Ali Baba.“ Ihr zarter Körper schauerte wie im Frost.

Er wußte nichts darauf zu sagen, er streichelte nur mit der freien Hand ihr Haar, das noch, wundervoll gelockt, sich um den Kopf bauschte; es war ihre einzige Schönheit, sonst hatte sie keine mehr. Nie hatte sich Wolfrath die Vergänglichkeit alles Irdischen drastischer aufgedrängt, als in diesem Augenblick.

Er sah ihr zerstörtes Gesicht ganz nah; der Teint, sonst so weich und rein, war faltig, mit Unebenheiten und roten Flecken besät, der Mund breiter gezogen, mit schmalen aufgesprungnen Lippen. Die Augen hatten wohl noch Glanz, aber keinen, der froh macht; zu viel Glanz. Und sie fuhren herum wie Irrlichter mit flackrigem unstätem Licht. An keinem Punkt hafteten sie ruhig, sie suchten und forschten und bohrten.

Susanne hatte aufgehört zu weinen, sie wischte sich die Thränen ab und lächelte sogar, die schmalen Lippen ließen die ganzen Zahnreihen mit dem blutlosen Zahnfleisch blitzen. „Pardon, lieber Doktor,“ sagte sie jetzt, „ich bin nervös, entschuldigen Sie — nun ist's aber vorüber, nun bin ich ganz au fait.“ Sie wischte sich noch einmal mit dem Taschentuch über's Gesicht und setzte sich aufrecht in ihre Kissen. „Nun wollen wir plaudern. Warum erzählen Sie nicht, warum sprechen Sie nicht? Sprechen Sie doch, erzählen Sie doch! Sprechen Sie, sprechen Sie!“ Ihre Finger bewegten sich in unruhigem Spiel auf der Decke. „Ich möchte etwas Neues hören, etwas Hübsches! Was macht man

in Berlin. Giebt's viel Gesellschaften, wer ist die Löwin der Saison, trägt man Capes oder anschließende Jacketts? Hat Papa Werther gefallen? Aber Sie reden ja nicht, warum nicht?" Sie sprach alles mit Hast, ohne Atem, immer hintereinander fort. „So reden Sie doch oder" — ihre Stimme wurde kleinlaut wie die eines zurückgesetzten schmollenden Kindes — „Sie mögen mich wohl nicht mehr? In Ihrer Erinnerung war ich anders, nun ist's aus, nun gefall' ich Ihnen nicht mehr!"

„Sie gefallen mir immer, Susanne; Sie wissen, ich bin Ihr Freund!"

„Ja, das sind Sie; mein Freund, mein wirklicher Freund! O Freund," — sie ergriff plötzlich seine Hand und drückte ihre Lippen darauf, ehe er's hindern konnte — „da — ich danke Ihnen! Ach, und Sie glauben doch — nicht wahr? — daß ich bald gesund werde? Nun quäle ich mich schon so lange. Es ist nämlich eine Qual, krank zu sein, Sie wissen das nicht, ich habe es früher auch nicht gewußt. Aber man wird häßlich, träge — geistig und körperlich — man verliert Jugend und Elastizität dabei. Still, sagen Sie kein Wort dagegen — es ist so — denken Sie nicht, daß ich blind bin, ich sehe mich ganz deutlich. Aber die größte Qual ist" — ihre Stimme erstarb fast in einem geheimnisvollen Flüstern — „leben zu wollen und es nicht zu können! Onkelchen, legen Sie Ihr Ohr an meinen Mund, ich will Ihnen etwas hinein sagen. Die," sie sah sich nach der unbeweglichen Gestalt am Fenster um, „die ist ein Möbel; aber sie soll's doch nicht hören, nur Sie sollen's hören!"

Ihr heißer Atem kitzelte sein Ohr, jedes der geflüsterten Worte wurde laut, laut wie ein Schrei, der dem Trommelfell weh that. Er fühlte ihr Herz an seinem Arm pochen, es flatterte ängstlich in der Brust, wie ein gefangener Vogel im Bauer.

„Es ist eine Qual," flüsterte sie und schrie sie zugleich, „eine Qual, Sehnsucht zu haben! Sehnsucht nach etwas Besserem, Höherem — heraus, heraus! — nach Glück, Liebe — ja, nach Liebe — nennen Sie's, wie Sie wollen. Ich habe immer Sehnsucht gehabt, aber unbewußt. Eine Zeit lang habe ich geglaubt zu leben, aber es war nur ein Vegetieren. Dann fiel es mir wie ein Schleier von den Augen — ich sah und ich wußte, daß ich Sehnsucht hatte. Und nun zehrt sie mich auf. Das ist meine Krankheit, die ist schlimmer, als die andere. O die" — sie ließ den Mund von seinem Ohr und sprach jetzt wieder lauter — „die ist bald weg! Wenn es inwendig nicht mehr schreit, dann huste ich auch nicht mehr. — Fräulein Eigenbrod, Licht! Fräulein Eigenbrod," wiederholte sie ungeduldig, „geben Sie mir doch meine Tropfen — ich fühle — rasch —!" Sie richtete sich plötzlich kerzengrade auf und griff nach der Brust. Ein heiseres Röcheln brach sich Bahn, und nun hustete sie in einem furchtbaren Krampf, als sollte der letzte Rest von Atem dabei entfliehen.

Wolfrath war aufgesprungen, zu Tode erschrocken; dieser hohle, den Körper in seinen Grundvesten erschütternde Husten ließ ihn erbeben. Wie konnte sie es nur ertragen, nur noch länger aushalten? Das zarte

Gehäuse mußte ausgehöhlt sein; unterwühlt. Er hätte sich abwenden mögen und doch starrte er sie an wie gebannt.

— — — Mutterken, ich wer' doch nicht sterben müssen? Ach, man ja nich! — — —

Winde heulten, Regen und Schnee fielen auf das kleine Grab, in dem die unentfaltete Blüte eines jungen Leibes versank, vermoderte, unterging ohne Spur. Im Sommer würden sie Blumen auf das Grab pflanzen, kostbare Blumen, Palmen und Rosen, aber was halfen die dem toten Kind? Gebt hier dem jungen, sehnsüchtig ringenden Leben eine Rose, eine Rose ohne Dornen, so lange es den Duft noch atmen kann! Aber ohne Dornen — seht, die zarten Finger sind schon wund vom Greifen in die Stacheln, sie bluten!

„Susanne,“ sagte Wolfrath mit vor Angst beklommener Stimme — „oh, ist Ihnen sehr schlecht?“

Sie konnte nicht sprechen, aber sie schüttelte verneinend den Kopf und sah ihn dankbar an.

Fräulein Eigenbrod hielt stützend den rechten Arm hinter den schwachen Rücken, mit der Linken wischte sie den Schweiß von dem ganz erblaßten Gesichtchen, in dem nur die Backenknochen als glühend rote Flecke sich abzirkelten.

„Gehen Sie,“ flüsterte die Gesellschafterin Wolfrath zu; „sie ist nachher immer ganz erschöpft; es ist besser, Sie gehen!“

Er nickte zustimmend. „Susanne, ich gehe jetzt, auf Wiedersehn! Eine recht, recht gute Nacht!“ Behutsam, auf den Zehenspitzen wollte er sich entfernen.

Sie hielt einen Augenblick mit Husten inne. „Morgen," stieß sie hervor — „morgen!" Dabei krallten sich ihre glühenden Finger förmlich in seine Hand und ihre Blicke bohrten sich mit der Angst eines gefangenen Tierchens in sein Gesicht: „Morgen —?!"

„Ja, morgen! Gewiß!" Er küßte ihre glühenden Finger, und dann ging er.

Da — sie rief ihn noch einmal zurück. „Ali Baba," flüsterte sie kaum verständlich und stieß sich mit dem Zeigefinger auf die Brust — „armer Ali Baba!"

* * *

Wie Doktor Ernst Wolfrath gestern abend den Berg herunter nach Honnef gekommen war, wußte er selbst nicht recht. Jedenfalls hatte er sich kein Leid gethan, obgleich er mehrmals gegen einen Baum anlief und über jede Unebenheit strauchelte. Der Bursche, der die Laterne voran trug, hatte sich keiner großen Gesprächigkeit seitens des Herrn zu rühmen gehabt.

Nun war die Nacht im Gasthofe vorüber; der Doktor hatte geschlafen, sogar, was man sagt, gut geschlafen. Eine tiefe traumlose Ermattung war über ihn gekommen, als er kaum im Bette lag, und war die ganze Nacht nicht von ihm gewichen. Er schlief und war sich doch mit einer unangenehmen Genauigkeit bewußt, daß er schlief; er hätte gern einmal die Augen aufgeschlagen, aber es ging nicht, sie waren wie zugeklebt. Er wollte den Arm heben und konnte nicht, wie

Blei hing ihm der am Leib; zuletzt ergab er sich der schwarzen ungeheuren Schwere, die über ihn sank. Er bemühte sich nicht mehr, anzukämpfen.

Aber jetzt, am Morgen, keine Spur von Erquickung. Er stieß das Fenster auf und ließ sich den Wind um die benommene Stirn fächeln. Da, nicht weit floß der Rhein; heut war sein Spiegel klar und auf dem Ufer drüben lag ein wenig Sonnenschein. Die Luft ganz laulich, keine Winterkälte darin. Und doch schlug Wolfrath hastig das Fenster wieder zu; ihn fröstelte.

Als er den Berg nach Hohen-Honnef hinauf stieg, trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Er hastete sich ab, hinaufzukommen; er trug eine unbeschreibliche Unruhe in sich, die ihn immer weiter zwang, ihn keine Minute still stehen ließ.

Ruhig, breit gestreckt lag der Bau von Hohen-Honnef. Die schwarzen Vögel saßen wieder auf den Firsten, sonst nichts Lebendes zu sehen. Verzaubert lag das Schloß und schaute mit den großen Fensteraugen hinunter in's schöne Thal, das selbst in Januarlicht und Januarstimmung Lieblichkeit genug zeigte. Da unten in den Häusern ging das Leben aus und ein, Menschen heirateten, Kinder wurden geboren; sie spielten, bis sie müde waren, Schlummerlieder wurden gesungen — hier oben wurden auch Schlummerlieder gesungen, aber anderer Art.

„Ich glaube, ich bin grade zurecht gekommen,“ murmelte Wolfrath, „viel später hätte ich sie nicht mehr getroffen. Es geht zu Ende!“ Spähend ließ er den Blick über die Fensterreihe des ersten Stocks schweifen,

darunter war auch ihr Fenster. Wie mochte die Nacht gewesen sein? Hastig trat er in's Haus.

Das Mädchen, das ihn gestern empfangen hatte, lief wieder vor ihm her. Er fragte, ob die Herrschaften schon zu sprechen seien.

„Gewiß, gewiß! Die haben heut nacht so wie so nit viel Schlaf gekriegt; das Fräulein is sehr schlecht gewesen. Und heut in der Frühe is schon der Herr Papa gekommen, der Herr Werther. Gleich von der Bahn is er raufgefahren gekommen. Hat der sich gehabt! 's that einem zu leid, ganz graulich war's anzusehn!“

Also schlecht — es ging ihr schlecht!

Da war wieder die hohe Flügelthür. Wolfrath kam sich wie ein Eindringling vor, als er klopfte und gleichzeitig die Klinke niederdrückte; drinnen waren die nächsten Angehörigen versammelt, hatte er denn ein Recht, sich unter die zu mischen?!

„Ah, Doktor Wolfrath!“ Madame Camarillo trat ihm entgegen, wohlfrisiert, in einem eleganten Negligé; aber sie sah abgespannt aus, viele Fältchen um Mund und Augen, und einem kritischen Blick entging nicht, daß sie Rot aufgelegt hatte. „Das liebe Kind ist krank, heute nacht sehr krank gewesen,“ seufzte sie und gähnte zugleich. Entschuldigen Sie, wir sind so sehr angegriffen, auf die Dauer ist das kaum durchzumachen; jetzt schläft sie. Nein, Sie stören gar nicht — durchaus nicht — bitte treten Sie näher!“

In einem Fauteuil flegelte sich Camarillo, die Beine weit von sich gestreckt; sein hübsches Gesicht trug den

Ausdruck einer wirklichen Betrübnis. „Bon jour,“ sagte er und schüttelte Wolfrath die Hand wie einem alten Freund — „gut geschlafen? Hier ist Monsieur Werther!“

Vom Sofa erhob sich, ganz langsam, ganz würdevoll, Lothar Werther, jeder Zoll antike Größe; ihm fehlte nur die Toga, um sein Haupt zu verhüllen. „Ich grüße Sie,“ sagte er gedämpft und ließ sich dann wieder nieder. Die Eisenbahnfahrt die Nacht hindurch hatte den genialen Mimen mitgenommen, er sah recht passé aus, das Gesicht narbig und die Augen ohne Glanz. Selbst das Haar schien grauer.

Wolfrath fühlte Mitleid mit ihm, der war doch der Vater und beim Leiden des Kindes regt sich die Stimme der Natur. Nebenbei auch welch fatale Situation für den geschiednen Gatten, hier den Strohmann zu spielen, den nur der Verhältnisse halber Geduldeten.

Letzteres schien Werther übrigens nicht zu empfinden, er war ganz ‚bon camarade‘ mit Camarillo und zu Madame sagte er: ‚meine liebe Therese!‘

Wolfrath sah nach dem Nebenzimmer, die Thür war wieder fest geschlossen wie gestern auch. „Schläft sie,“ fragte er, „was macht sie jetzt?“

„Ich — augenblicklich — sie wird wohl schlafen,“ sagte Madame, „wir haben uns auch zurückgezogen. Von Mitternacht bis gegen sechs Uhr früh waren wir bei ihr; nicht wahr?“ Sie wandte sich an Camarillo. Dieser nickte. „Ein Glück, daß er hier oben war,“ fuhr sie fort, „ich sagte gleich: nein, du mußt hier in der Anstalt ein Zimmer nehmen. Gott sei Dank, allein

hätte ich mich zu Tode gegraut! Es war furchtbar — ach!" Sie brach plötzlich schluchzend ab und hielt sich, auf einen Stuhl sinkend, das Taschentuch vor's Gesicht.

„Oh ma chérie, oh Teresa," seufzte Camarillo und hielt ihr Haupt mit beiden Händen an seine Brust gepreßt, „ich bitte dich, weine nicht! Weine nicht," setzte er heftig hinzu und stampfte mit dem Fuß, „ich kann dich nicht weinen sehen!"

Sie schluchzte immerfort wie ein verwöhntes Kind, dem etwas gegen Wunsch und Willen gegangen ist.

Der Mann schien ganz hingenommen von ihrem Schmerz; sein keck gedrehter Schnurrbart drückte sich immer wieder in ihre gelockte Frisur, seine schöne frauenhaft weiße Hand mit dem Brillantring am kleinen Finger streichelte in nervöser Beweglichkeit bald da, bald dort herum. Er flüsterte ihr Zärtlichkeiten in's Ohr in spanischer Sprache, unbekümmert um die übrigen Anwesenden; die verstanden ja ohnedies nicht, die sahen nur.

Werther rutschte auf dem Sofa hin und her, die Scene war ihm augenscheinlich fatal, eine schwache Röte stieg ihm langsam in's Gesicht. Er streckte seine große Hand aus und legte sie auf die Schulter der Frau: „Es ist unser Kind, Therese," sagte er nicht ohne Schärfe.

„Ach ja, ach ja," schluchzte Madame und faßte nach der großen Hand, dabei blieb ihr Kopf an Camarillos Brust liegen. „Und wir freuten uns so, als sie geboren wurde, sie war ein so wunderhübsches Kindchen!"

„Im Mai war's, ich legte dir die ersten Maiblumen auf's Bett," sagte Werther. „Du ruhtest wie die Frühlingsgöttin selbst in deinen weißen Kissen."

„Ach ja — damals!" Sie seufzte, hob den Kopf und ließ einen langen geschmeichelten Blick auf Werther ruhn. Mit einer gewissen Rührung musterte sie ihn: „Du siehst angegriffen aus, Lothar!"

Camarillo wurde unruhig, der Kopf der Frau war von seiner Brust abgeglitten, sie saß aufrecht und sprach in weichem Ton mit ihrem ersten Gatten. Hastig riß er ihren Kopf wieder an sich und ließ seine schwarzen Augen funkelnd umhergleiten. „Hierher gehörst du, Teresa, Teresina! Niemand fühlt mehr mit dir als ich. Habe ich Susanne nicht wie meine eigene Tochter geliebt? Während andre — andre —" Wieder ein drohender Blick der schwarzen Augen.

„Ja ja, du hast recht," fiel Madame hastig ein, „sie hatte ein besondres Attachement an dich. Mein teurer Alfredo, mein guter Alfredo!" Sie spitzte zärtlich den Mund, während ihr Blick, der wieder zu Werther hinglitt, zu flehen schien: „Reize ihn nicht, ich beschwöre dich bei all unsren süßen Erinnerungen!"

Der Mime gab den Blick zurück und zuckte die Achseln; sein ausdrucksvolles Mienenspiel sagte deutlich: „Pah, dieser Knabe! Ich war doch der Erste."

Wolfrath kam sich unsagbar überflüssig vor; er lauschte nach dem Nebenzimmer hin, keine Regung drin, kein Husten; alles still. Er räusperte sich. „Gnädige Frau!"

„Ah, lieber Doktor, ja, was meinen Sie?"

„Kann ich nicht Fräulein Eigenbrod einmal sprechen? Ich würde doch gern — ich möchte wissen —"

„O bitte, klopfen Sie nur da an die Thür," sie nickte lässig nach dem Nebenzimmer, „die Eigenbrod hört gleich. Sie können ja auch hineingehn — lieber Gott, ein so guter Freund!" Sie lächelte ihn schwach an.

Er ging und klopfte; niemand hatte das Bedürfnis, zu gleicher Zeit mit ihm Erkundigungen einzuziehn. Werther sagte nur: „Ich werde nachher auch einmal hineingehn. Ich werde hineingehn, so wie ich mich etwas beruhigt habe. Die Nachricht hat mich furchtbar erschüttert. Tag und Nacht bin ich gereist; als ich heut morgen hier ankam und von der schrecklichen Nacht hörte, brach ich fast zusammen. Tief empfindende Künstlernaturen sind solchen Erregungen nicht gewachsen. O meine schöne Tochter!

Ein Angelstern ihr Aug'; die Töne
Der Lippe süßer, als der Lerche Lied!

O meine Tochter, meine unglückliche Tochter!"

Wolfrath hörte ihn stöhnen und Madame von neuem schluchzen, er sah noch, wie Camarillo zornigen Blickes an der Unterlippe nagte, dann drängte er sich durch den Thürspalt, den Fräulein Eigenbrod geöffnet hatte.

„Wie geht's?"

Die Gesellschafterin legte den Finger an die Lippen: „Pst!"

„Schläft sie?"

„O nein!“ Die kleinen grauen Augen der unschönen Person waren leicht gerötet, man wußte nicht, ob von der durchwachten Nacht oder von Thränen; traurig blinzelten sie den Fragenden an. „Könnte sie nur schlafen! Aber da liegt sie so erschöpft, ganz erschöpft, und doch in einer Unruhe. Ich weiß nicht, was sie hat; es quält sie was. Der Doktor sagt, es ist gar keine Hoffnung mehr, es handelt sich nur noch um die kürzeste Frist. Wenn sie doch wenigstens ruhig sterben könnte!“ Die Eigenbrod fing an zu weinen — „So ein armes junges Wesen!“

Wolfrath drückte der Gutmütigen die Hand: „Lassen Sie mich zu ihr!“

Er ging vorwärts, er durchschritt das große Gemach; da an der Hinterwand, in einer Art Alkoven, stand ihr Bett. Die Zofe Jeannette saß am Fußende, den Arm auf die Stuhllehne gestützt und schlief. Sie war übermüdet, man sah's an dem schlaffen Zug um die Mundwinkel, an der schmerzhaft zusammengezogenen Stirn.

‚Bezahlte Leute‘ dachte Wolfrath; er trat leise auf, um die Schlafende nicht zu wecken. Drüben, in dem anderen Zimmer, war ihm das Gefühl der Rücksicht nicht gekommen.

Susanne lag still auf dem Rücken, das wundervolle Lockenhaar breitete sich, ungeflochten, rechts und links über die Kissen. Ihre großen Augen waren weit aufgeschlagen, sie blickten immer starr gegen die Stubendecke.

„Jetzt ist sie ruhig,“ flüsterte Fräulein Eigenbrod.

„Susanne!“ Ein Gefühl des Entsetzens durchrieselte Wolfrath — dies war eine Sterbende!

Sie hatte ihn erkannt, ihre Augäpfel rollten hin und her, nun senkte sich der Blick, nun lächelte sie sogar: „Guten — Morgen!“

Er beugte sich über sie und schauderte doch zurück; auf der Decke, auf den Kissen überall Blutflecken, man hatte sie noch nicht entfernt. Und von der Kranken ging ein Strom aus, keine Glut mehr wie gestern, nein, ein Strom, so schaurig, so kalt, als wollte er bald zu ewigem Eis erstarren.

„Meine liebe Susanne, Sie haben eine schlechte Nacht gehabt!“

Ihre feinen dunklen Brauen schoben sich schmerzlich zusammen. Ihre Finger griffen unruhig über's Deckbett. Sie hätte gern gesprochen, aber man merkte, es wurde ihr zu schwer; sie nickte nur unmerklich. Dann griffen ihre Finger wieder weiter im unruhigen Spiel; wie Spinnenbeine, gespenstisch, dünn, hasteten sie hin und her. Von einem unwillkürlichen Impuls getrieben hielt Wolfrath die armen Finger fest; er konnte es nicht mehr mit ansehen, wie sie sich mühten, langten und langten und doch nichts ergriffen. Zuckend ruhten sie in seinen Händen, aber nicht lange, dann strebten sie sich frei zu machen; er mußte seinen Griff lockern, so viel Widerstandskraft hatte er diesen schwachen Fingern gar nicht mehr zugetraut. Das alte unruhige Spiel begann von neuem; dazu flackerten die großen Augen

ängstlich hin und her, wie Gräberlichtchen im Sturmwind am Allerseelentag. Was — wen suchten diese Blicke?

An dem Freund vorbei glitten sie in's Leere.

Er wendete sich ab; sie hatte seiner nicht mehr Acht. Eben trat auch der Anstaltsarzt in's Zimmer, mit stummem Gruß entfernte sich Wolfrath.

Nebenan dieselbe Situation wie vorhin; nur mit dem Unterschied, daß Madame im Sofa neben Werther lehnte und Camarillo sich an ihre andere Seite geklemmt hatte. Madame war sehr weich, sehr versöhnlich, sehr verschlafen.

Werther gab die Absicht kund, jetzt seine Tochter zu sehen; die Anwesenheit des Arztes bei derselben schien ihm auch eine Art Schutz für sich zu versprechen.

Mit Tragödenschritt entfernte er sich. Fünf Minuten vergingen, dann kam er wieder, rückwärts gehend, mit der Rechten in das verlassene Zimmer zurückwinkend, mit der Linken die Augen bedeckend. Er war so angegriffen, daß er schwankte; Wolfrath mußte zuspringen und ihn stützen, schwer lehnte sich der gebrochene Vater auf dessen Arm. So stand er eine Weile — die anderen schwiegen — dann richtete er sich auf wie ein Mann.

„Vorbei," sprach er fest und winkte noch einmal mit der Hand nach dem Krankenzimmer. Und dann in gleich tiefem Tonfall, aber doch in leichterem Tone: „Was meinen Sie, lieber Doktor, gehen wir jetzt herunter nach Honnef? Hier sind wir doch überflüssig.

Camarillo, Sie sind wohl auch von der Partie? Kommen Sie, kommen Sie!" Es war augenscheinlich, er mochte seinen Nachfolger nicht allein hier oben lassen. „Ich denke, wir speisen unten im Hotel. Meine liebe Therese," mit Grandezza ergriff er die Hand Madame's, „beurlaube uns! Auch dir ist Ruhe nötig!"

Diese seufzte bejahend und reichte ihm die Rechte, während ihre Linke nach Camarillo griff; da sie keine Hand mehr zu vergeben hatte, winkte sie Wolfrath mit den Augen. „Adieu, Lothar! Wohl zu speisen! Mein Alfredo! Adieu, lieber Doktor, vielen Dank! Ich bin so erschöpft, so müde! Ich will versuchen, ob mich eine Stunde Schlaf meinen Kummer vergessen macht — ach!"

Die drei Männer gingen, Camarillo als letzter; er konnte es nicht unterlassen, in der Stubenthür noch einmal umzudrehen und zum Sofa zurückzueilen, in dessen Polster Madame ihr schönes Haupt drückte.

Jetzt waren sie draußen. Der Mime führte seinen Nachfolger freundschaftlich am Arm. „Gehen wir! Ach, Gott sei Dank, frische Luft! Welch schöne Aussicht! — ‚Vom Eise befreit sind Strom und Bäche', — aha, leider noch kein Frühling." Er hüstelte und knöpfte seinen wehenden Mantel zu. „Es zieht hier oben, ich muß mein Organ in Acht nehmen." Ganz ohne Tragödenschritt flüchtete er auf den abwärtsführenden Weg.

„Avanti," sagte auch Camarillo und zündete sich eine Papyros an.

Wolfrath zögerte noch. Er warf einen Blick hinauf zu den Fenstern — da lag sie und rang mit dem Tod um ihr junges Leben — dann folgte er den anderen. Sie gingen beide Arm in Arm; Camarillo, wie es schien, etwas widerwillig; aber es half ihm nichts, seine schlanke elegante Figur wurde von der Heroengestalt des Tragöden fortgezogen.

Werther machte große Schritte. „Verwünschter Zug," meinte er, „ich habe in der nächsten Zeit ein paar große Rollen vor, eine Heiserkeit käme mir sehr ungelegen. Demnächst spiele ich, neu einstudirt, den ‚Romeo'".

„Was?" Camarillo zeigte lächelnd seine blendendweißen Zähne — „Sie spielen noch den Liebhaber?"

Der andere überhörte die Malice und Camarillo hieb ärgerlich mit seinem Stöckchen in die Büsche am Weg.

Es sah aus, als würde er lieber dem da neben sich eins überziehen, statt den unschuldigen dürren Blättern, die in die Luft wirbelten und zermürbten.

„Immer noch eine schöne Frau," sagte Werther plötzlich ganz unvermittelt und sah den Spanier von der Seite, und zugleich etwas von oben herab an. „Aber vor zwanzig Jahren hätten Sie sie kennen sollen, da war sie einfach berauschend, unwiderstehlich, sage ich Ihnen."

Camarillo brauste auf: „Das ist sie noch!"

Werther klopfte den jungen Mann auf die Schulter. „Freilich, freilich — ereifern Sie sich nicht, Lieber! Aber der Duft ist weg, die fraicheur, das — ich weiß nicht was.

Natürlich, Therese ist und bleibt immer eine beauté, aber, wie gesagt — hm, hm!“ Er wiegte den Kopf und lächelte überlegen.

Die dunklen Augen des Virtuosen rollten, sein marmorblasser Teint wurde tiefrot. Er sagte nichts, aber er schlug immer heftiger mit dem Stöckchen in die Büsche, daß trocknes Laub und dürre Ästchen nach allen Seiten flogen.

Und dabei gingen sie Arm in Arm! Wolfrath hörte die Unterhaltung der Rivalen, zu andrer Zeit würde er gelacht haben, durch die Stille tönte jedes Wort klar und sonor; die Blicke blieben nicht verborgen, eifersüchtige Mißgunst, zorniger Neid verrieten sich darin.

„Keine Feindschaft, Lieber,“ sagte jetzt der Mime und lachte. „Keine Feindschaft! Haben Sie die Güte, schlagen Sie nicht so mit dem Stöckchen, es macht mich nervös. Wir haben beide unser Teil gehabt — warum so heftig?“ Er nahm die Hand des andern und schüttelte sie: „Ich bin Ihnen wirklich verbunden; Sie machen Therese jetzt glücklich, das verpflichtet mich zu Dank. Es bleibt immer ein Rest Zuneigung für die einst Geliebte.“ Er schlug sich dröhnend auf die Brust: „Reißt mir das Herz heraus, brecht es in Stücke — und Therese ist schön, wirklich eine sehr schöne Frau!“ Er küßte seine Fingerspitzen. „Haben Sie bemerkt, wie reizend sie lächelt? Eine Welt von Anmut liegt in diesem Lächeln!“

Camarillo nickte eifrig. „Oui, oui dieser charme!“

Sie vertieften sich in eine eingehende Personalbeschreibung; nun waren sie ganz einig.

Da war kein Gedanke an die Tochter, an die noch kaum erblühte und schon geknickte Menschenblume!

Mit einem bittren Gefühl schritt Wolfrath hinterdrein; auf die Dauer vermochte er diese Unterhaltung nicht mehr zu ertragen. Nach einer kurzen Entschuldigung und dem Versprechen, bald nachzukommen, schlug er einen Seitenweg ein. Er irrte lange durch die Berge; es war ihm eine Wohlthat, sich müde zu laufen.

Die Mittagsstunde war längst vorüber, der Nachmittag mit seinem früh getrübten Licht schon da, als er unten im Hotel ankam. Er fand die Herren in bester Laune. Werther hielt zwar immer noch einigermaßen am tragischen Style fest, blickte mitunter, wie sich plötzlich erinnernd, in trübem Sinnen verloren vor sich nieder, während bei Camarillo alle Geister des Weins sprühten. Sie hatten wacker getrunken, saßen fest am halbabgedeckten Tisch und tranken immer noch.

Wolfrath wurde mit launigen Vorwürfen über sein Ausbleiben empfangen. Eine Antwort oder Entschuldigung wurde weiter nicht von ihm verlangt, die beiden nahmen sofort das unterbrochne Gespräch wieder auf. Sie erzählten die Anekdoten ihrer diversen Künstlerlaufbahnen, einige mit Geist, andre ohne; aber pikant waren sie immer.

Das Wirtszimmer stark überheizt. Ein hübsches Mädchen ging ab und zu, der alte Rheinwein, streng und mild zugleich, feuerte durch die Adern. Die Köpfe glühten; selbst Wolfrath, so mäßig er trank, fühlte, daß sein Kopf benommen wurde und das unausgesetzte

quälende Denken an die Kranke, einer gleichmütigeren Alltagsstimmung wich. Er nahm den beiden ihre Scherze nicht mehr ganz so übel — mein Gott, wir sind am Ende alle Menschen und Camarillos knabenhafte südländische Lebhaftigkeit hatte überdies nichts Verletzendes. Wolfrath ertappte sich selbst auf einem Lachen über die mit unglaublicher Komik und natürlicher Anmut vorgeführte Aventüre des Virtuosen.

Da — draußen das bedauernde ‚Oh' des Wirtes und das rauhe Organ des Laternenträgers von Hohen-Honnef! Wolfrath horchte auf. Die Thür öffnete sich, der Bursche schob sich herein und tappte linkisch an den Herrentisch; er stotterte etwas.

„Die Pferde sind gesattelt," witzelte der Mime „ja natürlich, kennen wir! Was? Was wollen Sie?"

Camarillo schaukelte mit dem Stuhl und blies den Rauch seiner Cigarette durch die Nase. „He, Sie da, Mademoiselle, geben Sie dem jungen Mensch auch einen Schluck!"

Wolfrath sprang auf, eine unbestimmte Angst erfaßte ihn: „Ist oben nicht alles in Ordnung?"

„Nee," sagte der Bursche.

„Sind Sie nach uns geschickt?"

„Ja."

„Was, was ist denn?"

„Das Fräulein wär' sehr schlimm, Sie sollen gleich nach oben kommen. Sie hat wieder so einen Anfall. Es geht wohl zu End!" Der Bursche drehte verlegen seine Mütze, er wußte nicht recht, was er für ein Gesicht bei der Meldung machen sollte.

„Dachte ich's doch," sprach Werther finster und starrte noch einmal in sein Glas, „es lag mir wie ein Alp auf der Seele."

Camarillo stürmte als erster den Berg hinauf. „Teresa, was wird Teresa machen?!" Er war in fieberhafter Aufregung.

Oben in den großen Gemach fanden sie die Frauen an Susannens Bett und den Arzt auch. Dieser, ein noch junger Mann, mit scharfem klugem Blick, musterte die Eintretenden.

Camarillo stürzte wie ein Rasender auf seine Frau zu. „Teresa, meine Teresa!"

„Ich bitte um Ruhe," sprach der Arzt und schob den Erregten bei Seite.

Madame kniete am Bett der Tochter, die bleich und scheinbar leblos in den Kissen lag, und schluchzte wie eine Verzweifelte. Ihre sorgfältige Frisur hatte sich gelöst, einzelne Strähnen baumelten herunter, das elegante Negligée schleppte lang über den Boden — ganz büßende Magdalene.

„Gnädige Frau, es wäre besser, Sie entfernten sich, das laute Schluchzen beunruhigt die Kranke." Der Arzt machte nicht lange Federlesens, er faßte Madame unter die Achseln und hob sie in die Höhe, von jeder Seite sprangen Werther und Camarillo zu; durch beide gestützt, wankte sie in's Nebenzimmer.

Wolfrath blieb unbeweglich am Fußende des Bettes stehen — da in den Kissen das bleiche, junge Geschöpf, das Näschen so merkwürdig spitz, unter den nicht ganz

geschlossenen Augen bläuliche Schatten, auf den farblosen Lippen vertrocknete Blutspuren.

Ein großer Schatten fiel über's Bett — der Schatten des Todes.

Und draußen Nacht.

Jetzt war es ganz still im Zimmer. Der Arzt beugte sich lauschend nieder und schob das Hemd über der eingesunkenen Brust des Mädchens wieder zusammen. „Ich habe eine Kamphereinspritzung gemacht — es ist unsere Pflicht, das Leben so lange als möglich hinzuhalten," setzte er gleichsam als Antwort auf Wolfrath's stummes Zusammenzucken hinzu. „Auf Wiedersehn!" Leicht grüßend entfernte er sich mit dem geräuschlosen Schritt des Mannes, der gewohnt ist, von und zu Sterbebetten zu gehen.

Unbeweglich, kerzengerade und dünn lehnte Fräulein Eigenbrod im Hintergrund an der Wand; sie kannte ihre Pflicht, sie hatte durch lange Jahre ihr Geschick erfaßt, immer da zu sein, wo es keine Freude gab.

„Auch ein Dasein, das nie die Sonne gesehen hat," dachte Wolfrath und ließ den Blick von ihrem dünnen, stillen Gesicht abgleiten auf das noch stillere in den Kissen.

Die verhängte Lampe warf einen unsichern Schein, seltsame Reflexe spielten auf dem wundervollen Lockenhaar, das in langen Fäden, wie ein Goldgespinnst, sich über die Kissen zog. Jeannette kam mit Kamm und Band und wollte es ein wenig zusammenfassen, da erwachte die Kranke aus ihrer Lethargie.

Mit mageren Fingern hielt sie die Strähnen über der Brust zusammen. „Laßt — mich friert!“ Die Zähne schlugen ihr aufeinander. „Huh, so kalt — kalt!“

Unendlich klagend klang die gebrochene Stimme.

Man legte Decken über's Bett.

„Heiß!“ Die Kranke bäumte sich und schlug mit den Armen.

So ging es weiter in schrecklicher Abwechselung und doch im schrecklichen Einerlei. Es war, als könne der todesmatte Körper nicht zur Ruhe kommen; immer wieder und noch einmal wieder drang eine Blutwelle zum Herzen und trieb das stockende Mühlrad um.

Es wurde Mitternacht. Draußen schrie ein Käuzchen vor'm Fenster, vom Lichtschein angelockt; seine Geschwister im nahen Wald antworteten. Zitternd bekreuzte sich Jeannette und murmelte Gebete.

Der Arzt war noch einmal dagewesen, still, ohne Worte zu machen, und war eben so still wieder gegangen.

In Pausen von viertel und halben Stunden erschien jemand aus dem Nebenzimmer; es war dann jedesmal, als würde Susanne unruhiger. Sie warf sich hin und her und stöhnte laut. Camarillo brach, als er zum ersten Mal dieses Stöhnen hörte, in Thränen aus; er schlich sich an das Bett der Stieftochter, faßte eine der goldigen Strähnen und küßte die. Ein Röcheln quoll ihm entgegen, da fuhr er zurück. „Armes Tierchen“ flüsterte er und ging weinend hinaus.

Werther war sehr blaß. Groß, heroisch aufgerichtet, eine Hand im Busen, stand er und sah auf sein Kind.

Aber der große Mann war durchaus kein Held; seine Gesichtsmuskeln zuckten und zitterten, er, der auf der Bühne so oft den Todesmutigen gespielt, verging hier in Todesfurcht.

„Ich bin nervös," sagte er leise zu Wolfrath und dann, wie entschuldigend: „Sie ist mein einziges Kind. Ich war so glücklich, als sie geboren wurde — besser — aufrichtiger." Er stöhnte, aber es war diesmal kein Theaterstöhnen. Schwer ließ er sich auf dem Stuhl neben dem Lager nieder. „Mein Herrgottskäfer!" Da saß er lange, das Gesicht auf den Arm gelegt; als er es wieder erhob, war es seltsam verstört.

Madame ließ sich am wenigsten sehen; sie war sinnlos vor Schmerz, von einem unbestimmten Grauen durch und durch geschüttelt. Schwankend und zitternd lugte sie herein, schwankend und zitternd zog sie sich wieder zurück. Sie lag auf dem Sopha, ihr jammerndes Klagen und die zärtlichen Tröstungen Camarillo's tönten herüber.

Es war nach Mitternacht, als Susanne sich kräftiger regte. Plötzlich schlug sie die Augen auf, ein Strahl des Verständnisses in ihrem Blick und dann volles Erkennen. Ihre trockenen Lippen verzogen sich zu einem rührend schmerzlichen Lächeln: „On—kel—chen!" Ihre kleine Hand streckte sich aus.

Wolfrath beugte sich über's Bett: „Susanne — meine liebe, liebe Susanne!"

Sie legte den Kopf ganz in seinen Arm und suchte seinen Blick. „Höher, höher!"

Er stützte sie; das goldne Gespinnst floß über seinen Rock, im Hauch seines Mundes bewegten sich die wirren Härchen auf ihrer Stirn wie Flaum eines jungen Vogels.

„Onkelchen,“ — er erriet es mehr, als daß er sie verstand — „damals, — Baden-Baden — o die Sonne, sie kommt nicht — kein Sesam, oh — —!“

Ein langer zitternder Klagelaut, schwerer ließ sie den Kopf in seinen Arm sinken. Er fühlte das Beben ihres ganzen Körpers, es war, als ob sie weinen wollte. Sie konnte nicht mehr. Ein wirrer, bang umherfahrender Ausdruck trat in ihre Augen, sie öffneten sich weiter und weiter.

Plötzlich sprach sie, ganz laut, verständlicher als alles bisherige: „Wann?!“

Wolfrath's Herz krampfte sich zusammen bei diesem erschütternden Klang.

„Wann — Sesam — Leben — wann thust Du Dich auf?!“

„Auf — auf!“ Sie schrie es gellend.

„Um Gotteswillen! Was ist, was ist? Susanne!“ Aus dem Nebenzimmer stürzten sie herein, sie umringten das Bett.

Wolfrath hielt sie in den Armen, mit letzten Kräften bäumte sich der schwache Körper. Noch ein gellendes „Auf!“ Dann ein Zurücksinken. Große Stille.

„Küsse mich!“ Die Sterbende öffnete lechzend die vertrockneten Lippen, ihre Augen starrten. „Ein — mal — Kuß — Ku — —!“

Zitternd vor Erregung drückte Wolfrath seinen bärtigen Mund auf den ihren, der Mann fühlte keinen Gegendruck. So küßt ein Kind und doch eine verlangende Seele.

Zu Ende — — — —

Er ließ sie aus den Armen. Sie bewegte noch matt die Hand, dann ein andachtsvoller Friede auf dem Gesichtchen. Ein ganz wunderbarer Ausdruck.

„Sie stirbt, sie stirbt,“ schrie die Mutter und warf sich über den regungslosen Körper.

Man lief durcheinander, man riß an der Klingel, man jammerte, man weinte.

Der Arzt kam und drückte ihr die Augen zu. —

„Ὀν οἱ θεοι φιλουσι ἀποθνησκει νεος!“ Lothar Werther sprach es an der Leiche seiner Tochter.

Wen die Götter lieben, der stirbt jung!

Ein ungeheures Mitleid zog durch Wolfrath's Seele; er sah von dem toten Mädchen hinaus in den grauenden Morgen; dort stand mit bitterer Ironie in der auflohenden Flammenschrift des Himmels: „Zu früh!“

Die Hand des Mannes glitt liebkosend über das weiße Kissen, über das stille Gesicht: „Dich liebten sie und doch liebten sie dich nicht — du starbst zu früh!“

Gespenster

Vom Waldrand her kommt Vogelgezwitscher und in den Hecken am Weg regt sich's auch; es hüpft, es schlüpft, es piept, es jagt und erhascht und schnäbelt sich — Frühling! Die Schlehen blüh'n, der Himmel ist lichtblau; um die Zweige, die, zitternd vor Glück, die ersten grünen Blättchen tragen, fächelt der laue Wind.

Aus dem Wald treten zwei Gestalten, ein Mädchen und ein Mann; nun wandern sie langsam den schmalen Grasrain entlang. Rechts und links die Hecken sind hoch, die beiden gehen dahinter wie von einem Schirm gedeckt, die Welt sieht sie nicht; aber sie küssen sich doch nicht.

Nun gehn sie auch nicht mehr nebeneinander; das Mädchen schlendert voran, hebt das Gesicht zum Himmel auf und versucht gleichgültig auszusehen. Sie ist sehr schlank, jung, sehr hübsch, und sind ihre Wangen auch nur schwach rötlich angehaucht, wie die Blätter der Dijon-Rose, es pulst doch gesundes warmes Blut in ihnen. Sie ist ganz frisch, ganz unberührt.

„Maria," sagte der Mann leise. Er hielt die Blicke unverwandt auf die schlank vor ihm Herwandelnde geheftet und das Blut stieg ihm heiß in die Stirn. Der Hut drückte ihn wie im heißen Sommer, er nahm ihn ab und fuhr sich mit gespreizten Fingern durch's Haar. „Maria —!"

Sie drehte sich nicht um, sie hielt immer das Gesicht gerad auf zum Himmel gerichtet.

„Maria," sagte er wieder, „Maria, sei doch nicht so stumm! Was hab' ich dir gethan? Eben warst du noch so fröhlich und nun ist alles wie fortgeweht. Was hast du?"

Ihre zartgefärbten Lippen drückten sich mit leisem Zucken aufeinander, ihre Augen zwinkerten.

„Maria," fragte er, „bin ich dir denn zuwider? Das habe ich nicht gedacht!" Er machte einen raschen Schritt, um neben sie zu treten; sie machte noch einen rascheren und war ihm wieder voraus. Noch immer keine Antwort.

Zwei, drei Minuten vergingen. Der Wind strich lau durch die Hecken und zupfte der Schlehe ein paar weiße Blüten aus der schimmernden Brautkrone; ein Vogelpärchen verkroch sich, lockend, tiefer in's lauschige Versteck.

Antwortete sie jetzt? Der Mann lauschte — nein!

„So war es eine Täuschung," sagte er bitter. „Ich werde morgen früh abreisen."

„Nein, o nein!" Hastig fuhr Marias Kopf herum, die Augen blitzten angstvoll. „Schon — abreisen —?!"

Die Stimme wurde bittend, ein Zittern kam in ihren spröden glashellen Klang. „Nein, du mußt noch nicht abreisen! Nein, wirklich nicht, Fritz. Du mußt noch nicht abreisen — du darfst noch nicht abreisen — du mußt noch nicht abreisen!“ Sie sagte mechanisch immer dasselbe; dabei füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Ich soll nicht abreisen? Weiß Gott, wie schwer mir's wird!“ Ein großer Schmerz zog die Stirn des Mannes in tiefe Falten. „Was denkst du von mir, Maria? Bin ich ein Knabe oder ein Mann? Ich kann mir nicht genügen lassen, hier so neben dir herzulaufen, den Toggenburg zu spielen, schon beseligt zu sein, wenn ich nur dein Antlitz schaue. Das ist Unnatur. Ich kann das nicht!“ Nun war er doch neben ihr mit einem großen Schritt, ganz dicht; heftig faßte er ihre Hand, sie suchte sie ihm zu entziehen — er blieb Sieger und preßte fast schmerzhaft ihr dünnes Handgelenk. „Ich frage dich noch einmal, Maria, wie ich's dich vorhin drin im Wald gefragt habe — du mußtest die Frage auch erwarten, leugne nicht! Hast du mich lieb? Ich meine nicht lieb, wie du die Tante lieb hast oder deine Blumen oder noch andere Menschen — nein, liebst du mich?! Antworte mir doch! Sag, sag, liebst du mich?“

Ganz langsam nickte sie; es war, als zöge ihr das Nicken den Kopf hinunter bis tief auf die Brust. Eine glühende Röte schlug ihr in die Wangen und färbte auch Stirn und Hals. Die Röte sprach deutlich genug, auch das Beben, das durch die schlanken

Glieder lief, einer anderen Antwort bedurfte es da nicht.

„Und wenn du mich liebst,“ fuhr er eindringlich, mit einer tiefen Zärtlichkeit fort, „warum willst du nicht meine Frau werden? Wenn ich nur wüßte, warum du dich entsetzest, wenn ich dich das frage?!“ Er sah sie unruhig forschend an.

Sie war plötzlich totenbleich geworden, mit einem Ruck machte sie ihr Handgelenk frei. „Nein, nein,“ stieß sie hervor und streckte abwehrend die Hände aus; einen Schritt nach dem andern wich sie von ihm zurück — nun war schon trennender Raum zwischen ihnen. „Ich kann nicht, Fritz, ich kann nicht! O Fritz, — Fritz!“ Sie weinte laut.

Ueber des Mannes Gesicht jagten wechselnde Empfindungen: Verwunderung, Kummer, Mitleid, Besorgnis, Empfindlichkeit, Leidenschaft, Zorn, Ungeduld, Liebe — die Liebe allein blieb. Die tiefe Stimme dämpfend, sagte er weich: „Weine doch nicht. Ich liebe dich, ich frage dich ja nur, ob du mein werden willst. Ist das denn so furchtbar, daß du die Hände ausstreckst, als ob du etwas Schreckliches von dir weisen müßtest?! Oh“ — er seufzte tief — „du weißt nicht, was Liebe ist!“ Mit zitternder Hand strich er sich über die feuchte Stirn. „Ich liebe dich seit Jahren, ich liebte dich schon, als du noch mit halblangem Rock umhersprangst, und die Liebe ist seitdem immer gewachsen. Sie ist fast schmerzhaft geworden, so stark und groß ist sie; sie hat mich gepackt, sie läßt

mich nicht los, mein einziger Gedanke ist: Dein Weib — wenn sie dein Weib ist! Ich biete dir das Höchste, was ein Mensch dem andern bieten kann, ein Herz voll grenzenloser Hingebung, voll unwandelbarer Treue. Maria" — er griff nach ihrer Hand — „sag doch, was hab' ich an mir, das dich erschreckt? Glaubst du nicht, daß du glücklich mit mir sein könntest, sehr glücklich?"

Sein Blick suchte flehend den ihren; sie wagte nicht, ihn anzusehen, beharrlich hielt sie die Lider gesenkt und Thräne auf Thräne sickerte herunter. Die schmalen Finger, die der Mann in seiner großen festen Hand hielt, zuckten, und die ganze Mädchengestalt zuckte in verhaltenem Schluchzen. Sie schien so hülflos wie ein schwaches Kind. Endlich flüsterte sie, kaum verständlich vor Weinen: „Ich kann nicht, frag mich nicht! Du bist so gut, so gut — ja" — eine plötzliche Leidenschaft schien auch sie zu erfassen, ihre Gestalt wurde straffer, das Flüstern wandelte sich in ein heftiges lautes Sprechen — „ja, wenn du's denn wissen willst, ich liebe dich, ich liebe dich auch schon lange, ich weiß wohl, was Liebe ist, aber — ich — kann nicht deine Frau werden — nie — nie — nie!" Bei jedem ‚nie' steigerte sich ihre Stimme, das letzte Mal schrie sie's fast, riß ihre zitternde Hand aus der seinen und wandte sich rasch zum Gehen.

Ein paar Augenblicke stand er wie erstarrt, finster vor sich niedersehend, dann folgte er ihr.

Sie schien zu fliehen, ihre schlanke Gestalt lief eilig vor ihm her; ihr Kleid streifte die Hecken, vorwitzige

Ranken faßten danach; sie riß sich los, ihre thränenden Augen sahen nicht Himmel noch Erde mit dem milden Schein der sinkenden Sonne drüber, geradaus starrten sie mit einem jammervollen gehetzten Ausdruck.

Feld auf Feld im Schmuck der jungen Saat glitt an ihnen vorüber, und die Bäume, die sich des ersten Grüns erfreuten, und das ganze stillselige Frühlingserwachen. Sie sahen nichts.

Jetzt kamen Gärten, sanft hügelan sich ziehend. Da waren kleine Bauernhäuser und zierliche Villen, Schornsteine ragten über die Dächer; kerzengerade stieg abendlicher Rauch aus den Schloten und verflüchtigte sich leicht in die dünne silbergraue Frühlingsluft. Hunde bellten, wie Schwalbengeschwirr klang ferner Kinderlärm — da war der ganze Ort mit all den Menschen drin, die ganze gewohnte Alltäglichkeit war wieder da, und die beiden Wanderer eilten noch immer; schon lag die schöne Einsamkeit von Wald und Feld hinter ihnen, versunken im sanfter und sanfter werdenden Sonnenlicht.

Einzelne gelbe Strahlen tänzelten über die breite ungepflasterte Straße, an den Mauern niedriger Häuschen auf und nieder. Die Mauern waren weißgetüncht, die ganzen Häuschen so nett und sauber, daß sie den Eindruck der hübschen Villen nicht störten, die vereinzelt oder truppweise sich aufbauten.

Zierliche Eisengitter — sorgsam gepflegte Vorgärtchen mit Krokus- und Primelbeeten — Veranden, von noch nackten Reben umsponnen — frisch gestrichene Bänke — neugeschüttete Kieswege — ängstlich gehütete

Staarenkästen zwischen nickenden blühenden Kirschbaumzweigen.

Und in allem der Atem wohlgeordneter Zurückgezogenheit, einer auch auf Wochentage ausgedehnten Sonntagsruhe, recht angethan, um ein alterndes pensioniertes Dasein drin zu Ende zu leben.

Auf den Straßen kein Pflaster und kein Widerhall; der Bahnhof weit draußen, der Pfiff der Lokomotive ward nur bei Westwind gehört, und da regnete es meist und man schloß die Fenster. Selbst das Glöckchen im spitzen Kirchturm bimmelte diskret. Nichts Störendes, nichts Unruhevolles, und doch klopften den beiden jungen Menschen, die die Villenstraße herunterhasteten, die Herzen ungestüm.

Sie gingen jetzt wieder nebeneinander; Fritz von Schöller hatte gesagt: „Es ist lächerlich, Cousine, wenn wir hintereinander drein rennen. Ich muß dich schon bitten, mich wenigstens für heute noch neben dir zu dulden."

Sie hatte ihn scheu von der Seite angesehen, ohne ein Wort zu sagen; als er aber dann weitersprach: „Morgen bin ich ja fort," zuckten ihre Lippen. Fort — morgen —! Sie ging weiter, ohne zu sehen und zu hören; beinah hätte sie das Kind getreten, das da auf allen Vieren im Staub der Straße buddelte; ihr Fuß berührte schon sein ausgestrecktes Händchen.

„Halt — Maria!" Fritz ergriff ihren Arm und riß sie zurück.

„Oh!" Bedauernd bückte sie sich. Er kam ihr zuvor und stellte das Kind auf die Füße; es taumelte noch auf den schwachen Beinen, da nahm er's an die Hand und führte es zu der Mutter, die vor'm nächsten Haus am Brunnen stand und Wäsche spülte. Lauter kleine Kinderwäsche, die Windeln und Hemden und Röckchen blähten sich im Bottich, und das Weib wusch und wusch; Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn. Sie schien noch jung, aber das Gesicht war hager, die Nase spitz, der Mund breit.

„Wir hätten den Kleinen fast überrannt," sagte Schöller und führte ihr das Kind zu.

„I du meine Zeit," schrie sie das Würmchen an, „was rennst du auch immer mitten auf den Weg? Wart nur!" Sie drohte, aber doch riß sie das Kind an sich, und es klammerte sich an ihren Rock. „Er is so frech, Fräulein Maria," sagte sie entschuldigend, dann ließ sie die Windel fahren, an der sie eben wusch, und hob den Jungen auf den Arm. Es wurde ihr herzlich sauer, der Junge war dick, und sie erwartete demnächst wieder ihre Niederkunft.

Maria schauerte zusammen. „Komm," flüsterte sie und zupfte den Mann am Ärmel.

Um die Hausecke stoben mit Geschrei drei größere Kinder, wild und erhitzt kamen sie herangesprungen; das Kleine auf dem Arm schien eifersüchtig und klammerte sich an den Hals der Mutter; sein Mündchen drückte sich auf ihre Backe und lallte zärtlich.

„Wie hübsch," sagte Schöller im Weitergehen, „die Frau macht einen so glücklichen Eindruck!"

„Hübsch — glücklich —?" Maria zog die Worte lang. Für einen Moment kniff sie die Augen zusammen, dann schritt sie mit verdoppelter Eile weiter. „Es sind arme Leute, der Mann arbeitet im Taglohn; sie haben auch einen kleinen Acker draußen, da bringt er uns manchmal Gemüse. Die Frau war früher ganz hübsch — huh, wie sieht sie jetzt aus — gräßlich!" Wieder schauderte Maria; unter ihrer durchsichtigen Haut trat das Blut zurück, sie wurde ganz weiß.

Schöller drehte sich interessiert um: „Ich kann die Frau nicht häßlich finden — im Gegenteil. Ein bißchen angeknickt und abgearbeitet sieht sie aus! Das ist natürlich — eine Mutter von so vielen Kindern!" Er blickte noch einmal zurück. Nach einer Pause murmelte er noch deutlich: „Arm — arm und doch gewiß sehr zufrieden, ganz beglückt." Jetzt erst wandte er sich zu seiner Begleiterin: „Kennst du die Leute näher?"

„Nein!" Ungeduldig zuckte sie die Achseln; ihr Ton klang gereizt.

„Was hast du nur?" Er sah sie forschend an.

„Gar nichts — komm nur, komm nur endlich!" Mit einer ihr sonst fremden Heftigkeit riß sie ihn mit sich fort; er fühlte ihre innere Unruhe und hörte den hastigen erregten Atem.

Die Gärten rechts und links wechselten, die Bauernhäuser hörten auf, immer stiller wurde die Straße, immer vornehmer und zurückgezogener. ‚Ruhethal' stand mit

großen goldenen Lettern über der Hausthür der einen Villa. Sie lag noch ein wenig mehr zurück von der Straße wie die übrigen Häuser; hohe Fliederbüsche verdeckten die Fenster, und im Hintergrund dehnte sich ein großer Garten.

Die beiden hielten an. Im ‚Ruhethal' wohnte Fräulein Clotilde von Sperrholz; Maria war zu Hause.

Im dämmerigen Flur empfing sie eine große Stille; den Tritt dämpften weiche Matten, auch die Treppe hinauf ging der dicke Kokosläufer, der keinen Schall durchließ. Es war fabelhaft aufgeräumt in dem breiten Flur, am Rechen hingen Hüte und Tücher und Mäntel gereiht; es war ganz hübsch hier, so hübsch wie in einer guten Stube, in der Sofas und Sessel weiße Leinenkappen tragen und die nie bewohnt wird.

Ein altes Mädchen in blendender Schürze kam und flüsterte Maria vorwurfsvoll zu: „Fräulein, die Tante wartet mit dem Thee, zweimal habe ich schon frisches Wasser für die Maschine bringen müssen, es war ganz abgekocht."

„Ja doch, ja doch," sagte Schöller, als er sah, wie eilig Maria den Hut herunterriß und die Jacke abstreifte. „Wir sind eben später gekommen, Jule, das ist noch kein Unglück."

Die Alte murmelte etwas und zog sich geräuschlos zurück. — Sie traten in das Zimmer zu ebener Erde. Ein hohes stilles Gemach mit mattgrünen Vorhängen an den Fenstern, weichen Teppichen und unzähligen Nippes auf Konsolen und Konsölchen. Ueberall Väschen,

kleine Dinger mit zwei, drei Frühlingsblumen darin. In jeder Ecke ein Staubkörbchen, zierlich gestickte Deckchen auf Tischen, Sofas und Sesseln — kein Stäubchen, nichts achtlos Hingeworfenes, überall Ordnung und Ruhe. Ein paar schöne Frauenbilder in breiten Goldrahmen guckten nieder in die Stille; das blinkende Gold der Rahmen war das einzig Lebhafte in der ganzen Umgebung.

Am Fenster, hinter dessen Scheiben der weite einsame Garten sich aufthat, saß Fräulein Clotilde von Sperrholz; mit leichtem Zwinkern der Augen sah sie den Eintretenden entgegen. Das waren schöne dunkle Augen in einem blassen, schmal gewordenen Gesicht; aber Augen ohne Glanz, Augen, die leicht und gern weinen.

Des Fräuleins Stimme klang sanft, im Grunde einigermaßen klagend: „Liebe Maria, du bist sehr lange geblieben! Lieber Fritz, rücken Sie mir das Theetischchen etwas näher heran — so — ich danke sehr. Sie entschuldigen, ich muß mich auf die Chaiselongue legen; heute ist mein Befinden wieder gar nicht gut, auch die Augen versagen — das machen die vielen Erregungen, die mir das Leben gebracht hat, die vielen, vielen Thränen, die ich geweint habe.“ Ihr umflorter Blick heftete sich auf die Frauenbilder an der Wand und glitt dann zur Nichte: „Gott bewahre dich, mein geliebtes Kind, vor ähnlichem!“

Maria wurde blaß und rot, sie neigte den Kopf tiefer zur Tante nieder und schmiegte die Wange an deren feine Hand. Dann, ohne Wort, machte sie sich daran, die Theegläser zu füllen. Die Augen nieder-

geschlagen, bot sie dem jungen Manne an und versorgte auch die Tante. Sie that alles mit einer nachlässigen Grazie; ihre langfingerigen Hände schafften geräuschlos, eine gewisse Schlaffheit war in ihren Bewegungen, und doch hatte man die Empfindung, als müßten diese schlanken Glieder in Jugendkraft schwellen können, als lohe unter diesen gesenkten Lidern eine geheime, noch nicht entzündete Flamme.

„Bist du müde, mein Herzblatt?“ fragte Tante Clotilde.

Schöller sah, wie das Mädchen bei der Anrede zusammenfuhr.

„Maria scheint bleichsüchtig, übernervös,“ sagte er. „Sie sollten wirklich einen Arzt fragen, verehrte Tante, vielleicht, daß der —“

„Ach.“ Die Tante war sehr erregt und tastete mit den weißen Fingern nervös hin und her. „Als ob ich das nicht thäte. Mein alter Freund Kühlewein kommt gar nicht von uns fort, und einen besseren ärztlichen Berater kann man doch nicht finden. Aber da ist nicht viel zu machen, es ist eben ein verhängnisvolles Erbteil, das Maria mitbekommen hat. Meine unglückliche Schwester hat zu viel bei ihrer Geburt gelitten; und dann vor drei Jahren Leonorens unglückseliges Ende, das hat das arme Kind durch und durch erschüttert. Nicht wahr, mein Liebling —“ sie strich zärtlich über des Mädchens Haar, „wir können das nicht vergessen — nie?!“

„Nein — nie, nie!“ Maria war aufgesprungen, Schauer auf Schauer überflog ihre Gestalt, langsam, wie magnetisch gezogen, ging sie hinüber zu den Bildern. Sie stand davor still, stemmte die Hand gegen die Wand und hob das blasse Gesicht empor; es leuchtete durchsichtig in der grauen Frühlingsdämmerung. „Nie,“ sprach sie wie im Schwur, und dann noch einmal, tonlos zitternd: „Nie!“

Langsam glitt ihre Gestalt durch die Dämmerung zurück, ganz langsam, man hörte keinen Tritt — das langgezogene Gesicht mit dem abwesenden, weit aufgerissenen Blick tauchte wieder dem jungen Mann gegenüber auf; dann wurde es im Zimmer dunkler und dunkler.

Im Garten draußen that eine Amsel noch einen einzigen letzten Schlag, der warme volle Ton stahl sich durch's Fenster und verklang.

Fräulein Clotilde nickte wehmütig mit dem hängenden Köpfchen: „Immer das alte Lied, jedes Frühjahr wieder, und später die Nachtigallen singen's auch, und noch später brüten sie und sind alle verstummt — dann hat die ganze Herrlichkeit ein Ende.“

„Ja — ein Ende!“ Maria war's, die das nachgesprochen hatte.

Es klopfte; Jule kam auf Filzschuhen und meldete gedämpft, es sei angerichtet.

Nebenan im Eßzimmer brannte die Hängelampe, die alte Magd servierte, mit einer gewissen Feierlichkeit

saßen sich die drei Personen gegenüber; so war es hier immer, es lag in der Luft.

Das ältliche Fräulein mit dem schmalen Gesicht, in dem das zierliche Näschen und die dunklen Augen von einstiger Schönheit sprachen, saß wie hingeweht am Tisch. Geräuschlos handhabte sie Messer und Gabel; sie aß kleine Bissen ohne rechten Appetit. Das Mädchen ihr gegenüber machte es ebenso, da war kein gesunder jugendlicher Hunger, kein Hineinbeißen, daß die weißen Zähne blinken; sie stocherte in den Speisen herum.

Fritz von Schöller wunderte sich, daß ihm das früher nie so aufgefallen war; eine bange Traurigkeit breitete sich in der Stille des Zimmers über ihn. Seine Blicke saugten sich an Marias blassem Profil fest, an der zarten Rundung der Wange und dem geschlossenen eigensinnigen Mund. „Nie, Nie,“ hatte der gesagt und sich wie im erstickten Schrei aufeinander gepreßt.

Was war das? Was ging in dem Mädchen vor?! Früher so voller Freude bei seinen Besuchen, von einer sanften zärtlichen Heiterkeit in seiner Gegenwart, seine Nähe schien ihr lieb, sie suchte dieselbe — und nun?! Er hatte zu ihr von Liebe gesprochen, zum erstenmal; ihr zum erstenmal das laut gesagt, was seine Blicke, sein ganzes Wesen ihr längst verraten haben mußten. Er hatte ihr seine ganze Seele geboten — die Antwort: ein jähes Entsetzen.

Es wollte wie Zorn in ihm aufsteigen, wie Zweifel: War sie eine Kokette? O nein! Der Ton, in dem sie gerufen hatte: „Ja, wenn du's denn wissen

willst, ich liebe dich" war echt. Aber es war so viel Qual darin, so viel Pein. Ein Verstörtsein hatte sich ihrer bemächtigt; es war ein Jammer, wie sie jetzt dasaß, ohne Halt im Rücken, tief über den Teller gebückt, ganz zusammengeknickt. Sie litt; für einen Moment wandte sie ihm voll das Gesicht zu, da sah er schmerzlich zusammengezogene Augenbrauen, zuckende Lippen, den ganzen, tiefbetrübten Ausdruck.

Er konnte ihr nicht böse sein; sein Herz krampfte sich zusammen in leidenschaftlicher Erregung — diese Lippen mit Küssen bedecken, diese Brauen mit liebkosender Hand glätten. — Er seufzte, ein Echo kam von Marias Lippen, dann suchte er unter'm Tisch ihre Hand; jetzt hielt er die gefaßt mit sanftem, beschwörendem Druck — ihre Finger waren eiskalt — aber jetzt, seine Hand wurde weggeschleudert, als sei sie ein giftiges Tier; Marias Stuhl rückte laut — sie zog sich von ihm zurück.

Tante Clotilde blickte auf: „Nun?"

Schöller räusperte sich: „Ich, — hm, ich muß —"

Ein Blick Marias traf ihn, ein angstvoller, beschwörender Blick; er wollte ihn nicht sehen.

„Ich muß morgen abreisen, verehrtes Tantchen, verzeihen Sie, daß ich so mit der Thür in's Haus falle, aber ich muß, ich muß — plötzlich Nachricht bekommen — meine Anwesenheit nötig — ich —" er stockte und fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

„Oh — aber so plötzlich!" Tante Clotilde war einigermaßen erstaunt, einer lebhaften Verwunderung war sie nicht fähig; sie richtete ihre schönen müden

Augen auf Schöller. „Nun, wenn das Scheiden denn sein muß, dann in Gottes Namen; hoffentlich sehen wir uns bald wieder!“ Sie lächelte wehmütig: „Ich habe im Leben schon so viel bitteres Scheiden erlebt, daß ich — so ungern ich Sie auch abreisen sehe, lieber Fritz — bei einem zeitweisen Abschiednehmen keine Erregung mehr empfinde. Kommen Sie bald wieder“ — sie reichte ihm liebenswürdig die Hand über den Tisch — „Sie sind mir immer willkommen! Der Sohn meiner lieben Cousine Bertha kann jederzeit bei mir anklopfen. Und, lieber Fritz, es war wirklich nett von Ihnen, daß Sie Ihre Osterfeiertage bei uns verlebten; behalten Sie die alte Sitte bei, uns die Festzeiten zu schenken, teilen Sie sich wenigstens zwischen uns und Ihren näheren Angehörigen. Nicht wahr, Maria, mein Herzblatt, er ist uns immer sehr lieb?“

„Sehr lieb!“ Das Mädchen stieß es tonlos hervor und lehnte sich vornüber so schwer an den Tisch, daß der rückte.

„Sie sind sehr gütig!“ Schöller küßte die Hand des Fräuleins. Er fühlte sich seltsam bewegt; diese feinen Züge kannte er nun schon seit seiner Primanerzeit, er war damals mit der Mutter in's „Ruhethal“ gekommen und die Vorliebe, die Fräulein von Sperrholz für Cousine Bertha hegte, hatte sich auf deren Sohn übertragen. Damals hatte er sich nicht viel aus dieser Vorliebe gemacht; was sollte der flotte Student, der junge Referendar im „Ruhethal“? In der ersten Zeit hatte er für das Fräulein geschwärmt, sie redete immer

sanft, immer leidend mit einem leicht vorwurfsvollen Augenaufschlag; sie hatte was vom Duft der Potpourrivasen an sich, die oben in der Logierstube auf der Kommode standen. Als er noch halber Knabe war, stimmte ihn dieser Duft wehmütig; sah er zur Herbstzeit im großen Garten, wo der Nachtfrost schon die Pflanzen streifte, so ein paar welke Blüten auf dem Stengel hängen, dachte er an Tante Clotilde. Er wurde sentimental dabei. Später lächelte er über dergleichen Empfindeleien, aber er hatte immer schonende Rücksichtnahme. Es giebt Persönlichkeiten, die man stets mit Glacéhandschuhen anfaßt; Tante Clotilde war so eine.

Und noch später kam Assessor von Schöller sehr gern in's „Ruhethal“. Ein Mädchen ging in den stillen Räumen aus und ein — Maria! Sie hatte nicht Vater noch Mutter mehr und um die einzige heißgeliebte Schwester trug sie Trauer, als Fritz sie kennen lernte. So ein stilles zartes Ding war sie, und doch jung und gesund und reizvoll über die Maßen. Sie sollte nun bei Tante Clotilde, der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, leben, bei dem jungen, verwitweten Schwager konnte sie doch nicht wie bisher sein. Sie wurde mit abgöttischer Liebe im „Ruhethal“ aufgenommen, mit abgöttischer angstvoller Zärtlichkeit verwöhnt. Wer sollte sie auch nicht verwöhnen?!

Vor des Mannes Erinnerung stieg der Augenblick auf, in dem er sie zuerst gesehen. Ein Frühlingsabend wie heut; die Thür war aufgegangen, in der weichen Dämmerung glitt eine Gestalt herein, unhörbar

kam sie auf ihn zu, stellte sich vor ihn, überschlank, groß, trotz des gesenkten Kopfes — sein Schicksal. Er wußte es am ersten Abend, daß er sie lieben würde — ja, er liebte sie schon.

Drei Jahre waren es jetzt her, und in den drei Jahren, was war da aus ihr geworden? Schlank, still war sie noch immer, scheinbar kühl; eigentlich nur warm, wenn sie von ihren Verstorbenen sprach, von Mutter und Schwester. Da hatte ihre Stimme eine Inbrunst ohne Gleichen, ihre Augen blickten schwärmend, entrückt — die liebte sie. — —

Es gab Schöller einen Stich durch's Herz; er sah zu ihr hin. Das milde Ampellicht umfloß ihr junges Haupt — so schön — und sie war ihm nah, so nah — und doch unerreichbar! Ein jäher heftiger Schmerz bohrte sich ihm ein, eine unerträgliche peinvolle Gewißheit. ‚Nie, nie' schrie es ihm in die Ohren — er sprang auf.

Auch Maria sprang auf, ruhelos fing sie an, umher zu schreiten. Keiner sprach; kühl war's im Zimmer trotz des knisternden Kaminfeuers. Draußen ging der Nachtwind und drückte gegen die Scheiben.

Da — ein Klingeln an der Hausthür! Gott sei Dank, es kam jemand; wie eine Erlösung empfanden es die beiden jungen Menschen.

Fräulein Clotilde horchte auf, dann verklärte sich ihr Gesicht; sie kannte ganz genau diese Art, die Schelle zu ziehn — so läutete nur Doktor Kühlewein. Kein anderer zog so behutsam und diskret nnd gab am Schluß

noch so einen kleinen sanften Nachdruck; der Gute, er wußte, wie schreckhaft sie war! —

Richtig, es pochte an der Zimmerthür — nur er pochte so.

„Herein," sagte das Fräulein sehr sanft.

Doktor Kühlewein trat ein; mit eiligen kleinen Schritten war er bei dem Fräulein und küßte die ausgestreckte Hand. „Verehrtes gnädiges Fräulein!" Es war ein wenig altmodisch, wie er ihre Finger hielt, ängstlich zart, ganz vorn an der Spitze; leicht wie ein Hauch war die Berührung seiner Lippen. Man hätte eher einen parkettgewohnten Diplomaten als einen einfachen Landarzt in ihm vermutet. Auch seine Stimme hatte keinen von Wind und Wetter gehärteten Klang, er sprach hoch wie ein Jüngling, dazu mit einem durch Gewohnheit zur Natur gewordenen kleinen lispelnden Anstoß.

„W — wie geht es Ihnen?" Er fragte besorgt, als habe er Fräulein von Sperrholz wer weiß wie lange nicht gesehen. „Wie war die Nacht?"

„O ich danke!" Sie errötete wie ein junges Mädchen und sah ihn dankbar an; ihre matten Augen erhielten ein glückliches Aufleuchten. „Es geht ja so — ja so — nun geht es ganz gut!"

„Wie mich das freut, wie mich das freut!" Er that ungefähr, als habe er das große Los gewonnen, ein ganz unerwartetes Glück, das, wie vom Himmel herab, einem Unwürdigen in den Schoß gefallen. Besorgt sah er dem Fräulein in die Augen, für die beiden

andern hatte er nach flüchtiger Begrüßung wenig Blick.

Tante Clotilde fragte auch ihn nach seinem Befinden, ebenso besorgt, ebenso interessiert und war ebenso erfreut, Gutes zu hören. Sie ließ etwas im gewohnten klagenden Ton nach, die mädchenhafte Röte auf ihren Wangen blieb, mit einer sie verschönenden, halb verschämten Koketterie führte sie die Unterhaltung.

„Alte Liebesleute," dachte Schöller, als das Fräulein aufstand und im leis rauschenden seidenen Gewand dem Nebenzimmer zuschritt. Der Doktor bemühte sich geschwind an ihre linke Seite, mit tiefen Verbeugungen bekomplimentierte er sie über die Schwelle. Drinnen saßen sie am kleinen Tisch; sie in die Chaiselongue gelehnt, er ihr gegenüber auf einem Taburett. Sie spielten ihre Schachpartie wie alle Abend; und wie alle Abend leuchtete ihnen die grünumschleierte Lampe, deren matter Schein die Gesichter so verblaßt, so vergangen erscheinen ließ.

Dem jungen Mann kam es komisch und traurig zugleich vor, wie die ergrauten Köpfe sich gegeneinander neigten, wie Tante Clotilde die Augen auf- und niederschlug und lächelte — keine Frau vergißt ihre Jugend. — „Gardez, gardez la dame — Schach!" Die Stimmen hatten keinen Klang mehr, sie waren verschleiert wie das Lampenlicht. Draußen ging Frühlingsbrausen durch die Nacht, hier innen noch Ofenwärme.

Schöller hatte einmal von seiner Mutter eine lange Geschichte gehört, daß Tante Clotilde und Doktor Kühlewein sich eigentlich in ihrer Jugend verloben wollten

aber die alte Frau von Sperrholz hatte es nicht zugegeben und Clotilde war viel zu wohlerzogen, eine viel zu vortreffliche Tochter, um ihren Kopf durchzusetzen. So wurde sie eine alte Jungfer und Kühlewein ein alter Junggeselle. Von den verlangenden Wünschen der Jugend hatten sie keine Ahnung mehr; die waren längst eingeschlafen. „Mein Freund“ — „meine Freundin“, das war die Quintessenz der höchsten Gefühle. So lebten sie.

Den jungen Mann schauderte. Eine plötzliche Ungeduld überkam ihn, eine Angst; er hätte mit der Faust auf den Tisch schlagen mögen, hineindonnern in die Stille: „Ihr Entsagenden, seht ihr nicht, daß noch ein dritter neben euch lebt? Macht das junge Geschöpf nicht so arm wie ihr selbst es seid; ihr macht sie krank, ihr nehmt ihr das Blut, ihr —“

Ein tiefer Seufzer ließ Schöller aufschrecken; ein paar Schritte entfernt stand Maria, sie starrte gleich ihm in's Nebenzimmer hinein auf die Spielenden. Die Arme hingen ihr schlaff herunter; sie sah müde und traurig aus.

„Maria,“ flüsterte er.

Sie trat rasch weiter von ihm fort.

„Fürchte dich nicht,“ sagte er bitter, bitterer als er selbst es wußte, „ich belästige dich nicht mehr. Du bist abgespannt, geh zu Bett, Maria! Ich will auch schlafen, und — vergessen. Ich bin dir nicht böse“ — er sah ihren scheuen Blick, den eines gescholtenen Kindes — „nein, ich bin dir nicht böse, ich kann das

nicht. Aber wir sehen uns morgen nicht mehr, in allen Frühe bin ich fort; es ist besser so. Du wirst freundlich an mich denken und ich" — er zwang sich, ruhig zu scheinen — „ich bleibe dein —"

Er stockte, er wollte sagen „dein guter Freund", aber er konnte es nicht, es kam ihm wie ein Abklatsch von denen da drinnen vor — nur nicht! Er richtete seine kräftige Gestalt stramm auf: „Also leb wohl, Maria!" Daß sein Gesicht bleich war und seine Lippen eigentümlich zuckten, konnte er nicht hindern.

Er ging. Sie sah, wie er mit Tante Clotilde sprach, wie sie ihn auf die Stirn küßte, wie er dem Doktor die Hand schüttelte — sie sah das alles mit dem dumpfen Gefühl: Er geht — geht. Brennende, glühende Thränen stiegen in ihr auf, sie hätte sich selbst hassen mögen; hülfesuchend glitt ihr Blick umher, er fiel auf die Bilder an der Wand; starr blieb er da haften. Die Hände in einander geschlungen, stand sie unbeweglich. Die Thür fiel in's Schloß — gegangen, gegangen, er war wirklich gegangen! Noch wenige Minuten, er schritt über die Gasse, ganz allein durch die Nacht, hinüber zu dem kleinen Haus, in dem er wohnte. Oh, daß er nicht hier im Hause blieb! Es war wunderlich, lächerlich von Tante Clotilde, ihm hier kein Zimmer einzuräumen! Ja, das wußte sie, sie würde mitten in der Nacht, wenn alles schlief, zu ihm gelaufen sein; vor seinem Bett wäre sie niedergekniet. Ja, seine Hände mit Küssen, mit Thränen bedecken, bitten, flehen, stammeln: „Verzeih mir, verzeih, ich kann nicht anders!"

Maria riß die Thür nach dem Flur auf — er durfte nicht so gehen, nein, nein! Eine menschenleere Oede gähnte sie an; er war fort, ganz fort!

Sie stand wie betäubt, ein ungeheures Schmerzgefühl lähmte ihre Füße; schwer wie Blei, konnten sie sich kaum fortbewegen, und die Kniee zitterten wie von jähem Lauf bergab.

Mühsam tastete sie sich zur Hausthür. Draußen auf der Straße kein Laternenschein, auch kein Mond — alles dunkel. Ein Luftzug schnob daher und pustete in den offenen Flur; er strich über ihr brennendes Gesicht mit eisigem Finger. Es wurde ihr kalt bis in's Herz. Sie stand zögernd auf der Schwelle, halb innen, halb außen; ihre Hand hielt die Klinke, ein Fuß stand schon auf der Steinstufe.

Der Wind spielte mit dem Gitterpförtchen des Vorgartens; das hatte einer, der davon stürmte, nur lässig geschlossen. Nun warf's der Wind hin und her und klapperte am Schloß. Die Angeln ächzten. Eine schaudervolle Musik. Musik der Nächte, in denen Tote lebendig werden und mit mahnendem Geisterfinger anklopfen.

Maria zog den Fuß zurück und ließ die Klinke fahren; die Thür schleifte langsam über den Boden und fiel schwer zu. Traumhaft benommen sah das Mädchen die Flurwände an. Wirklichkeit oder Täuschung? — Wer ihr das sagen könnte! Schwebten nicht Schatten entlang — es klang wie Frauenweinen und Kindergewimmer zugleich. Nie, nie!

Hoben die Schatten nicht die Finger? Hallte es nicht von den öden Flurwänden wider: „Leben, leben — denke an uns, denke dran!" — — — — Die Hände von sich gestreckt, angstvoll, wie verfolgt stürzte Maria in's Zimmer.

Da brannte die grünverschleierte Lampe, die beiden saßen und spielten Schach. Aber ihre Gesichter erschienen fahl, ohne Freude, auch geisterhaft. Mit einem dumpfen Laut warf sich das Mädchen vor Tante Clotilde auf die Kniee und vergrub den Kopf in deren Schoß.

„Nun, was giebt's, was ist denn? Mein Herz, du erschreckst mich wirklich — ist dir nicht gut? Mein Gott, was ist denn geschehen?" Das Fräulein war entsetzt, sah mit einem ganz ratlosen Gesicht um sich und versuchte Marias Kopf aufzurichten; das Mädchen zitterte an allen Gliedern.

„Mein Gott, Liebling, bist du krank, hast du Fieber? Dein Gesicht glüht, deine Finger sind eiskalt. Und Doktor, lieber Doktor, sehen Sie mal, sie hat ganz rote abgegrenzte Flecken auf den Backen! Sie wird doch nicht Scharlach bekommen?!"

„Haha, hahaha!" Maria brach in krampfhaftes Lachen aus. Sie schnellte von den Knieen empor, wehrte die tastenden Hände der Tante ab und fiel auf den nächsten Stuhl. Sie lachte, lachte. Und dann kamen Thränen. Strömend, unaufhaltsam flossen sie herunter; ein heftiges Schluchzen stieß sie. Die Hände fingerten unruhig umher und suchten einen Halt.

„Haha, Scharlach, haha!“ — Die ganze Seele war voll Trauer und doch — „Haha“ — diese Komik!

„Haha — hahaha!“

Er war gegangen, kam gewiß nicht mehr wieder, verzieh ihr nie!

Maria schloß schwindelnd die Augen, ihre unruhigen Hände preßten sich gegen das Herz; sie hätte aufschreien mögen vor Verzweiflung. Stöhnend, zitternd lehnte sie an Tante Clotilde.

Diese zitterte selbst nicht weniger. „Doktor, lieber Doktor, was ist das? Ach bitte, Baldriantropfen, Eau de Cologne, Hoffmannstropfen! Klingeln Sie! Jule, Jule! Baldrian! Um Gotteswillen, geliebtes Kind, was ist passiert?“

„Ich — ich habe — mich erschreckt!“ Maria suchte sich zu fassen, ein erzwungenes Lächeln verzog ihren Mund. „Nichts — gar nichts — so dumm — haha — ich habe mich erschreckt draußen im Flur — ich dachte — da — haha — da ginge —“

„Armes Kind, du hast dich erschreckt,“ rief das Fräulein, „ach!“

„Oh, sie hat sich erschreckt!“ Doktor Kühlewein wiegte den Kopf bedauernd. „Baldriantropfen wären am Platz; Sie haben wie immer das Richtige getroffen, verehrtes, gnädiges Fräulein! Uebrigens“ — er fühlte den Puls des Mädchens — „Fräulein Maria ist bleichsüchtig; ja, entschieden bleichsüchtig. Begleiterscheinungen: leichte Erregbarkeit, krampfhaftes Weinen und Lachen, stockender Puls, jäher Wechsel der Gesichtsfarbe und so weiter.

Aber erschrecken Sie sich nicht, o mein verehrtes gnädiges Fräulein" — er legte schüchtern seine Hand auf die des Fräuleins — „das hat gar nichts zu sagen. Wir verschreiben Eisen in leichter Form, eine gut schmeckende Mischung, angenehm zu nehmen. Auch Baldrian, gewiß, auch Baldrian ist am Platz!"

* * *

Es giebt Tage im Mai, grau wie Novembertage. Verregnet, verdrießlich hängen die Blätter von den Bäumen, Wind zerrt sie hin und her; die Fensterscheiben laufen an, Tropfen wie Thränen rinnen allenthalben nieder. Tage, an denen die Sonne nicht scheinen darf; Tage, an denen bittersüße Erinnerungen mit dem feuchten Erdgeruch aufsteigen; man fragt sich zweifelnd: ist es wirklich die Zeit des Werdens, ist's nicht vielmehr die des Vergehens?!

Assessor von Schöller saß an seinem Schreibtisch und blickte zweifelnd auf das kleine Billet, das vor ihm lag und ihn weiß und harmlos anblickte. Was sollte das? War es eine Wiederanknüpfung, oder entsprangen diese lieben Worte allein einem abgekühlten freundlichen Gefühl?!

Maria schrieb: „Tantchens schwache Augen sind schlimmer geworden, Kühlewein sagt Bindehautentzündung, wir müssen einen Spezialisten konsultieren und kommen nach Berlin. Morgen, den 30. Mai, triffst Du uns im Hotel Windsor, Behrenstraße, nach-

mittags 5 Uhr, sicher an. O lieber Fritz, wie freue ich mich auf Dich!" —

Wie freue ich mich auf dich!

Jedes Wort Sonnenschein, der in die Stube hineintänzelte und das dunkelste Eckchen vergoldete. Des Mannes Herz klopfte; er fühlte einen warmen Blutstrom aufsteigen, der durch alle Glieder rann — sie freute sich, sie freute sich, und — auf ihn! Bald würde er sie wieder vor sich sehen, ihr Gesicht, das ihn das schönste auf Erden dünkte — so ein liebes, zartes Mädchengesicht! Wie Rührung überkam es ihn. Bleich und trüb war sie gewesen, als er sie vor sechs Wochen zum letzten Mal gesehen — da — sie stand wieder in dem hohen, stillen Zimmer, blaß, mit großen Augen starrte sie ihn an, so entsetzt, so —

Nie — nie —!

Schöller griff sich an die Stirn und sprang mit einem bitteren Lachen auf — Täuschung, lächerlich, sich etwas einzubilden! „Ich freue mich, dich wiederzusehen" — eine ganz herkömmliche Redensart; so sagt man zum ersten besten. Nein, da war nichts zu hoffen! Nie.

Er trat an's Fenster und preßte die Stirn an die Scheiben; draußen die verregnete Straße und im Herzen keine Freude mehr. Der warme Blutstrom ebbte zurück; alles trüb und kalt und aussichtslos. Man kann doch nicht um ein Mädchen seufzen und girren wie ein abgeschmackter Minneritter! Schöller richtete die

kräftige Figur energisch auf — sie hatte „nein“ gesagt und „nie, nie“. Aus war's.

Und doch regte sich noch eine Hoffnung in ihm und doch ging sein Atem rascher, als er am Nachmittag an die Thür des Hotelzimmers klopfte, als die wohlbekannte Stimme rief: „Herein!“

„Guten Tag, Maria!“

„Fritz!“ Sie sprang auf, sie streckte ihm beide Hände entgegen, „Fritz!“

Er konnte nicht anders, er mußte diese Hände drücken, sie schmiegten sich so schmal und weich in die seinen; seine Kühle schwand vor dem beglückten Ton ihrer Stimme. Das war wieder der alte frohe Ausdruck, mit dem sie ihn früher immer empfangen hatte; ihre Augen blickten klar und liebevoll. Auf ihren Wangen ein schönes tiefes Rot, das machte sie lebensvoll und frisch und reizend.

„Du bist blühend — heiter — gesund!“

Er ließ den Blick nicht von ihr.

„Jetzt, jetzt!“ Sie nickte eifrig und hielt seine Hand fest, als fürchte sie, ihn zu verlieren. „Weil ich mich so freue! Komm!“ Zutraulich zog sie ihn in's Nebenzimmer, wo die Tante bei fest zugezogenen Vorhängen auf dem Ruhebett lag und die Augen kühlte. Sie klagte nicht mit Heftigkeit nur mit der gewohnten leidergebenen Stimme. Der Specialist hatte durchaus nichts Beunruhigendes gefunden. „Der gute Kühlewein war aber doch besorgt,“ sagte Fräulein Clotilde. „Morgen reisen wir wieder heim. Jedenfalls werde ich längere

Zeit im verdunkelten Zimmer zubringen müssen; Maria kann dann mit der Lampe hinter der spanischen Wand sitzen und mir vorlesen. Und abends kommt Kühlewein — nicht wahr, mein Liebling?"

„Gewiß, Tante!"

Dem jungen Mann grauste; er sah das verdunkelte Zimmer, zwei Menschen drin, die nicht mehr wußten, was wünschen heißt; er hörte die müde Stimme des Mädchens hinter der hohen spanischen Wand verklingen. Und das alles mitten im Blühen und Werden der Erde — unerträglich!

„Wir leben ja immer zurückgezogen," sagte Tante Clotilde wieder, „dann wird das noch mehr der Fall sein. Es ist auch das einzig Richtige. Keine Erregungen, keine Enttäuschungen —!"

„Aber auch keine Hoffnungen," hätte Schöller hinzusetzen mögen. Er sah Maria an. Sie hielt den Kopf gesenkt und schwieg; und doch glaubte er an ihrem Atem zu bemerken, daß eine gewisse Ungeduld, ein Drang, sich zu äußern, in ihr sei.

„Wollen Sie Maria nicht heute ein kleines Vergnügen bereiten, eine Zerstreuung, verehrtes Tantchen?"

„Aber warum denn?" Das Fräulein war erstaunt. „Sie ist ja sehr vergnügt! Wenn Sie aber meinen, lieber Fritz! Selbstverständlich bin ich bereit, ihr alles zu Liebe zu thun. Sie ist nur gar nicht für Zerstreuungen — was mein Liebchen? Ich bin auch nicht dafür."

„Aber, liebe Tante, Sie können Maria nicht von allem fern halten!" Schöllers Stimme klang gereizt.

„Sie soll doch leben wie andere Mädchen, sie ist jung und —"

„Aber sehr zart!" Ein düsterer Schatten flog über das feine Gesicht der Dame, „sehr zart, leider Gottes! Und bei all dem, was wir durchgemacht haben, wird man ängstlich. Ach —!" Ein langer, zitternder Seufzer folgte.

Das Mädchen drückte die Lippen aufeinander und sah vor sich hin; die freudige Röte war von ihren Wangen verschwunden.

„Du, Maria —" er rührte sie leicht an, „möchtest du heute abend nicht mit mir in's Theater?"

„Mit dir — ach ja — —" sie brach plötzlich ab. „O gewiß, sehr gern!"

„In's Theater —? Aber ich bitte Sie, lieber Fritz Was wird denn gegeben, man muß doch erst wissen — diese ewigen Liebestragödien sind so wenig erquicklich. Diese Monotonie! Am Schluß regt man sich doch immer wieder auf, wenn man auch das unglückselige Ende voraus ahnt. Ich bin so gar nicht dafür."

„Beruhigen Sie sich, verehrte Tante," er dachte einen Augenblick nach, „es ist keine Liebestragödie, in die ich Maria führen werde. Auch kein Liebeslustspiel — nichts von Liebe — bewahre — wo werde ich?!"

Tante Clotilde empfand nicht das Spöttische in seinem Ton, aber Maria fühlte es, sie biß sich auf die Lippen.

„Im ‚Deutschen Theater' ist, wenn ich nicht irre, ‚Hanneles Himmelfahrt'; wie schon der Titel sagt, ein

höchst moralisches Stück. Sie können ganz ruhig sein. Du auch, Maria — nichts, was dich verletzen könnte. Ein armes Kind ist die Heldin des Stücks — auch eine Seele, die nach Erlösung schmachtet."

Er sprach das letzte ganz ohne Absicht, aber Maria sah ihn starr an.

„Ich muß dahin gehen," sagte sie. —

Sie waren in ‚Hannele'. Das hübsche Mädchen mit den weichen Haarringeln um die Schläfen und den großen Augen fiel einigermaßen auf; man sah nach ihr hin. Wie sie auf die Bühne starrte! Keinen Blick verwandte sie; die Hände vor der Brust gefaltet, den Oberkörper vorgebeugt, lauschte sie. Bei Hanneles Wimmern überflog Schauer auf Schauer ihren schlanken Leib.

Schöller fing an zu bedauern, daß er sie hierher gebracht; das fortwährende Zittern ihres Arms, den er an dem seinen fühlte, machte ihn unruhig. „Maria," flüsterte er, „es regt dich zu sehr auf, wollen wir lieber gehen?"

Sie hörte ihn gar nicht; ihre Augen zeigten keinen Ausdruck des Verständnisses für das, was er sagte; ganz entrückt blickten sie. Ihre Lippen waren halb geöffnet, als sprächen sie jeden Laut der Klage dort oben mit. —

„Maria —!" Er zupfte sie. Kein Hören.

Und Hannele leidet weiter, die Träume des sterbenden Kindes beleben die Bühne mit Gestalten — die Mutter kommt, sie spricht, sie streckt die Arme nach ihrer Tochter aus und dann —

Ein Schauer lief über die Hörer hin, durch die Dunkelheit des Zuschauerraums ging's wie ein kalter Hauch — auf der Bühne ein Rauschen, ein Sausen — dann Stille. Grabesstille. Da — da — am Ofen der Armenhausstube regt sich was — es richtet sich auf — es wächst — schwarz, riesengroß, mit dunklen Fittigen, das Schwert in der Hand des Unheimlichen blitzt — der Tod! Was spricht er?

Der Herzschlag stockte, dann ein tiefes Atemholen durch den Theaterraum.

Jetzt ein unterdrückter Aufschrei. In einer der vorderen Parkettreihen entstand Unruhe, die Sitze klappten, man erhob sich und ließ den Herrn durch, der eine junge Dame mehr hinaustrug als führte. Das hübsche Mädchen mit den großen Augen war ohnmächtig geworden.

Schöller stand draußen im Foyer und hielt Maria im Arm. Ihre Augen waren geschlossen, das schöne weiche Profil hob sich farblos wie Wachs von dem dunklen Männerrock. Jetzt regte sie sich, jetzt schlug sie die Augen auf. „Der Tod," stöhnte sie leise, „hast du ihn gesehen? Er holt sie — er kommt, er kommt — ach —!" Sie schauderte und sah sich scheu um. „Es ist kalt, friert dich auch? Siehst du, siehst du, der Tod!" Sie nickte langsam und schwermütig: „Ich weiß es, der Tod!" Sie lehnte sich noch einmal schwer an ihn, er fühlte die ganze Last ihres Körpers, und dann richtete sie sich auf. „Komm, laß uns gehen! Ja — — ich —" sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder; dann noch einmal dieselbe

Bewegung. Er wartete vergebens; sie sprach den Satz nicht aus.

Schweigend gab er ihr den Mantel um und führte sie zum Ausgang.

Draußen noch das Getriebe des Großstadtabends. Unter aufgespannten Regenschirmen eilte die Menge, das Trottoir war schlüpfrig von den Tritten unzähliger beschmutzter Stiefel, die Laternen hatten einen Dunstkreis um sich und flackerten im feuchten Wind. Auf dem Schmuckplatz regendunkle Zweige, halbverblühte Fliedersträucher dufteten schwer.

Sie fröstelte und hing sich fester in seinen Arm.

„Fritz!“

„Wie ist dir?“ Eine große Besorgnis lag in seiner Stimme und eine begehrende Zärtlichkeit; unwillkürlich preßte er ihren Arm.

„Bist du noch böse?“ fragte sie leise, „ich kann doch nicht dafür, heut nicht und — damals nicht! Sei gut! Mich friert!“ Ihre Zähne schlugen aufeinander.

Er sah sich nach einer Droschke um.

„Nein, ich möchte nicht fahren — laß uns gehen — ich möchte noch nicht in's Hotel,“ sagte sie ruckweise. Unter einer Laterne hob sie das blasse Gesicht lächelnd zu ihm auf: „Mir ist gut, sehr gut; aber ich möchte noch einmal lustig sein, weißt du, nachher sitze ich doch in der Klause.“ Sie lachte gepreßt. „Das werden sie mir doch nicht übel nehmen, das — das darf ich.“

„Wer soll dir das übel nehmen? Von wem sprichst du?“

„O niemand, gar niemand.“ Sie schüttelte erregt den Kopf. „Nichts, gar nichts!“

Schweigend gingen sie weiter. Nun kamen sie an die Brücke über die Spree, schwarz und unheimlich leise floß das Wasser hin. Mitten auf der Brücke am Laternenpfahl blieb sie stehen und spähte ihm in's Gesicht.

„Glaubst du,“ sprach sie sehr ernst, „daß Hannele nur träumt? Ich sage dir,“ sie hob die Hand und legte sie wie beteuernd auf seine Brust, „es giebt Geister, die da wahrhaftig kommen, die im Schlafen und Wachen immer um mich sind. Und der Tod am Ofen macht mich fürchten.“ Ihre Stimme klang kläglich: „Ich möchte nicht sterben!“

„Wer spricht von sterben? Maria,“ er faßte in Sorge und Ungeduld ihre Hand, „was sollen solche Gedanken? Du bist jung, gesund, du wirst und mußt leben!“

„Ja,“ nickte sie, „ich will auch leben, drum — mir graut vor der dunklen Erde und den Würmern und all dem, was dem Sterben vorangeht. Drum will ich nicht, drum sagte ich dir — aber lassen wir's!“ Sie brach mit einem Lachen ab und zog ihn weiter. „Komm, mein lieber Fritz, führ mich, hier giebt's gewiß ein Restaurant in der Nähe, nicht?“ Sie blickte forschend umher. „Ich würde gern ein Glas Wein trinken, das mich warm und vergnügt

macht. Man vergißt dann vieles. Sag mir doch, ob du meinst, daß Hannele gern stirbt? So elend ist sie. Wenn einer auch noch so wenig vom Leben hat, sterben will keiner. Nein!“ Sie zog den Mantel fester um sich, sah sich scheu um, als ob jemand hinter ihnen ginge, und machte dann so rasche Schritte, daß Schöller Mühe hatte, Tritt zu halten. „Komm, wir wollen vergnügt sein!“

In der Wilhelmstraße, diesseits der Linden, ist eine kleine Weinkneipe. Eng, verräuchert, altmodisch; ein düsteres Lokälchen. Am Vormittag gehen alte Herren, Geheimräte und dergleichen hin und schlucken Austern und Kaviar, am Abend sitzen vereinzelte Pärchen an versteckten Holztischen. Es war nicht ganz der Ort für junge Damen, aber Schöller tröstete sich — was verstand Maria? Er führte sie hin.

Sie war entzückt. Mit einem Eifer, der sie reizend kleidete, warf sie den Mantel ab und drückte sich auf das Sofachen in der Ecke. Er nahm neben ihr Platz. Sie saßen da wie ein Liebespaar.

Er wagte nicht mehr ihr von Liebe zu sprechen; jeder Blick, jedes Wort sagten es trotzdem. Von der Straße drang kein Geräusch in das dicht verhängte, schmale Fenster, der Lichtkreis der Ampel tanzte und zitterte oben an der niedrigen Decke, das Licht kam nicht grell in ihr Eckchen. Die eingeschlossene Luft machte müde; Schöller dachte nicht mehr an all das, was vorangegangen, er gab sich willenlos dem Glück der Stunde hin.

Maria lachte; das reiche Haar hing ihr, verwirrt vom feuchten Wind, in's Gesicht, sie zog die Strähnen durch die Finger, immer wieder lockten sie sich an der Spitze. Ihre Wangen glühten, höher stieg die Glut darin; ihr Mund ward feuchtrot. Fast übermütig trank sie ihr Glas leer: „Bitte noch mehr!“ Und dann stieß sie an sein Glas und sah ihn tief mit schimmernden Augen an: „Auf dein Wohl!“

Er hatte sie nie so gesehen. Sie war wie ein Backfisch, der der strengen Pensionsdame ein Schnippchen schlägt. Sie kuschelte sich in ihr Eckchen und zog die Füße hoch auf das Trittbrett des Tisches. Ihre Stimme war nicht mehr matt, ein unterdrücktes Jauchzen klang heraus. Sie spielte mit der Hand des Mannes, flocht ihre Finger mit den seinen zusammen und summte den alten Kinderreim:

„Das ist der Daumen,
„Der schüttelt die Pflaumen,
„Der liest sie auf,
„Der trägt sie heim —“

Bei ‚heim‘ stutzte sie. „Heim? Ach was, heim gehen wir noch lange nicht. Nicht wahr, Fritz, du willst auch noch nicht, wir bleiben noch ein bißchen hier? Es ist so schön! Schenk mir noch einmal ein — ich bin so froh — prosit, du sollst leben!“

Er war wie im Rausch. So still, so allein! Nur ein Pärchen saß noch jenseits neben der Thür, halbversteckt von der Portiere, ein eleganter Herr und eine

dicke, schöne Person; sie aßen Austern und tranken Sekt dazu. Die sahen nicht her, die waren viel zu sehr mit sich beschäftigt. Ein Duft ging von Maria aus, ein Duft, der ihn verwirrte. War es der Duft ihres Haares, strömte er aus ihren Kleidern? Ein wunderbarer Duft von kindlicher Unbefangenheit, von mädchenhafter Keuschheit.

Sie fing wieder an: „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen —“

„Nicht doch,“ sagte er heftig und entriß ihr die Hand. Blitzschnell umfaßte er ihre Taille, ein Kuß brannte auf ihrer Wange. Er konnte sich kaum mehr beherrschen, eine Welt voll zurückgehaltener Leidenschaft drang aus seinem Flüstern: „Maria, du sollst auch leben! Lebe für —“

Er konnte nicht aussprechen ‚mich‘. Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Still,“ sagte sie fast rauh. Aber dann warf sie einen schüchternen Blick zu dem andern Paar hinüber: „Daß uns der Herr und seine Frau nicht sehen!“ Ihr Kopf lag an seiner Schulter, für Augenblicke fühlte er das ungestüme Pochen ihres Herzens, es streifte etwas seine Wange — der ganze wunderbare Duft umfing ihn und schlug über ihm zusammen.

Es war nur eine kurze Minute.

Da stand sie, reckte sich und nahm den Mantel vom Haken; er hatte kaum Zeit, ihr zu helfen.

„Es ist spät, ich muß zurück. O, was wird Tante Clotilde sagen?!“

Eine plötzliche Angst hatte sie ergriffen, mit Hast verlangte sie fort. Beim Hinausstürmen stieß sie an den Stuhl der Dame; Schöller fing den dreisten Blick auf, den die dicke Person auf das Mädchen und dann auf ihn warf, er hörte den frechen Witz des Herrn. Gott sei Dank, daß Maria keine Ahnung von dergleichen hatte!

Es ging auf Mitternacht! Die Straßen waren nächtlich still. Der Himmel hatte sich gelichtet; Unter den Linden schimmerte das junge Laub der Bäume, blank vom Regen. Er führte sie nicht mehr am Arm, sie hatte den ausgeschlagen; flüchtig wie ein Reh, immer zwei Schritt voran, lief sie vor ihm her. An der Hotelthür, im Schein der elektrischen Kugeln, sah er zum ersten Mal wieder ihr Gesicht. Alle Freude war daraus weggewischt, es war todmüde und traurig.

„Gut' Nacht," sagte sie hastig. „Du brauchst mich nicht hinauf zu bringen, ich danke dir!"

Er wollte etwas sagen, ihre Hand halten — er fühlte einen kurzen Druck, es war, als wollte sie ihn zu sich ziehen — da — sie stieß ihn zurück.

„Komm nicht mehr — leb wohl!"

* * *

So ein heißer müder Sommertag. Und nun ist es Abend. Nirgends mehr Rauch, nirgends mehr Schall — alles schläft. Es ist spät. Die Thüren der Villen und Häuschen sind geschlossen, kein Licht dringt aus den Fenstern. In den Gärten warme, brütende Stille.

Das ‚Ruhethal‘ liegt wie im Märchen; die Heimchen zirpen, hinten im Garten ruft die Unke aus dem Tümpel. Sie singen mitsammen das Lied der schönen Sommernacht.

Schlafen die im ‚Ruhethal‘? Einer geht vor dem Haus auf und ab und guckt nach den Fenstern und ärgert sich über die dummejungenhafte Verliebtheit, die ihn hierhergetrieben hat und fühlt doch, daß er nicht anders kann. Ein dumpfer Druck lastet auf ihm, der ihm seit Wochen jede Freudigkeit nimmt, ihn nicht bloß seelisch, nein, körperlich krank macht.

Schöller war mager geworden, hatte einen gespannten Zug um den Mund; er hatte mit sich gekämpft, mit Zorn empfunden, daß seine Energie nicht Stand hielt. Er war schwach diesem Mädchen gegenüber. Fast widerwillig, sich vor jedem Menschen schämend, vor allen Dingen vor sich selbst, war er hierher gefahren. Was wollte er eigentlich? Noch in Berlin war ihm das nicht klar, aber auf der Eisenbahnfahrt wurde ihm ein Gedanke zur feststehenden Thatsache — sie nur noch einmal sehen! In einer traumhaften Verfassung fuhr er dem Ziel entgegen, die Räder rasselten zu langsam, verzehrende Ungeduld ließ ihn im Coupé hin und her rennen, wie ein Tier im Käfig. Bange Unruhe bemächtigte sich seiner bei der Ankunft, Groll gegen sich selbst. Er ging ganz an's andere Ende des Fleckens, dort ließ er sich im Gasthaus ein Zimmer geben und saß lange, den Kopf aufgestützt, in dumpfem Brüten. Endlich sprang er auf, jetzt wußte er's, morgen reiste

er wieder ab. Sie wollte ihn ja nicht, sie hatte ihn zurückgestoßen — „komm nicht mehr“ — gut, sie sollte ihren Willen haben. Er würde wieder abreisen, ohne sie zu sehen. Eine Art Befreiung kam über ihn, das wiederkehrende Selbstbewußtsein machte ihn stark, aber nur für kläglich kurze Augenblicke. Noch am späten Abend strich er durch die einsamen Felder und eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner; er hatte eine gleiche nur in der ersten Jünglingszeit gekannt. Da war er auch von einem übermächtigen Gefühl die Nächte durch wach erhalten worden, hatte sich glühend und ungestüm auf dem Bett gewälzt, gepeinigt von einem süßschmerzhaften Drang und dem rasenden Blut in den Adern. Aber damals war es unbewußtes gegenstandsloses Begehren und jetzt — „Maria,“ sagte er vor sich hin in heißer Leidenschaft. Ihre Gestalt schwebte vor ihm her durch die nächtlichen Felder, der Saum ihres Kleides streifte die Gräser und sie neigten sich. Mit dem Nachtwind kam ihre Stimme und lispelte ihm in's Ohr, seine Wange streifte Tau. Er glaubte ihren Kuß zu spüren, — jenen leichten mädchenhaften Kuß, der doch so viel Wonne gab. Wie einen elektrischen Schlag spürte er's in den Gliedern, eine tolle Sehnsucht kam über ihn. Magnetisch gezogen, näherte er sich mehr und mehr dem ‚Ruhethal‘ — nun war er vor'm Haus, alles schlief.

Im Garten lispelten die Bäume. Ruhelos wanderte er auf und ab, und dann schlich er und versuchte das Gitterpförtchen zu öffnen. Die Klinke gab nach, aber

doch — verschlossen! Gewandt wie ein Knabe stieg er über's Gitter und stahl sich wie ein Dieb durch's Vorgärtchen, hinein in den großen Garten.

Zwischen den Büschen noch tiefere Dunkelheit, noch lauteres Grillenzirpen. Geheimnisvoll raschelte es und regte sich, allerhand kleines Nachtgetier war munter. Schöller tappte und tastete, er wußte selbst nicht wohin; der Weg schimmerte nur undeutlich als hellerer Streifen. Da — endlich die Laube. Als großer Klumpen zeichnete sie sich ab; er fühlte sich hinein, drinnen saß Maria auch so gern.

Was war das? Er schlich näher, bückte sich und strengte die Augen an, eine jähe Freude durchschoß ihn so heftig, daß sie fast dem Schmerz glich. Auf der Bank, lang ausgestreckt, lag jemand und schluchzte; nur die Umrisse der hellen Gestalt schimmerten. Es war Maria, niemand anders! Im Schluchzen erkannte er ihre Stimme.

„Maria! Maria — warum weinst du?“ Die Aufregung macht seine Stimme tonlos.

Die Gestalt rührte sich, das morsche Holz der Bank knackte.

„Wer ruft mich?“ Sie war nicht erschrocken, sie sprach wie im Traum.

Am Rauschen des Kleides hörte er's, sie stand auf das Rauschen kam näher, jener wunderbare Duft wehte ihn an — jetzt mußte sie ihm ganz nahe sein — o, daß es so dunkel war!

„Bist du's?" Ihre Stimme klang seltsam verschleiert, in Angst und Entzücken zugleich: „O, Fritz, ich weiß, daß du's nicht sein kannst, du bist ja weit! Aber ich habe dich herbeigesehnt — so viel geweint — die ganzen Nächte — die Thränen haben mich krank gemacht — ich habe dich gerufen — nun bist du da — im Traum! Träum ich? Bin ich wach?"

Ihre eiskalten Finger erfaßten die seinen: „Fühl nur, wie dünn sie sind. Ich bin gar nichts mehr, aus Sehnsucht nach dir! Mir geht's wie dem armen Hannele, was ich wünsche, hab ich nur im Traum — Fritz, Fritz!"

Plötzlich hell aufschreiend sank sie ihm in die Arme; er hielt sie kräftig fest und preßte sie an seine Brust.

„Maria, ich bin's wirklich, es ist kein Traum! Hier meine Hände, mein Mund!" Er war erschrocken und beglückt zugleich; ihr Wesen so seltsam — und doch, welch überwältigende Seligkeit!

„Du — du — ja — ich fühl's, du bist's wirklich!" Sie schmiegte sich an ihn und lag dann geduckt, ohne sich zu rühren. „Das ist deine Brust, daß sind deine Hände — ach, sei mir nicht böse, ich weiß, es schickt sich nicht, aber ich hab dich lieb — o mein Gott, zu sehr!" Sie schluchzte laut.

Mit unruhiger Hand strich er über ihr Haar — o, daß es dunkel war! Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen. Die Laube dicht und am Himmel kein Stern. Aber nun — verstohlen glitt ein Mondschimmer durch's Blätterwerk, teilte als Silberstreif das Dunkel der

Laube und gab dem Mädchengesicht eine fahle, weiße Deutlichkeit.

Jetzt konnte er sie sehen, ihre schwimmenden Augen, den betrübten Mund, ihr ganzes verwirrtes Gesicht. Sie fragte nicht: „Wo kommst du her, jetzt, so plötzlich, fast in der Nacht?“ Ihm fiel es nicht ein, zu erklären, er sagte nur: „Ich bin bei dir!“ Er kam sich selbst vor, wie vom Himmel gefallen. Und diese arme kleine Seele klammerte sich an ihn und zitterte und schluchzte und wollte ihn nicht lassen. Ihr Herz klopfte so wild, so stockend; zitternde Atemzüge hauchten einander entgegen und vermischten sich.

Draußen bläuliche Mondeshelle, der Garten lag im Glanz; hier innen nur der einzige silberne Streif, der geheimnisvoll schön Marias Gesicht umwob. Sie hatte jetzt den Kopf gehoben, in schwärmerischem Entzücken starrte sie den Geliebten an: „O du, du!“

„Meine Maria — meine — Geliebte —“ er suchte nach Worten in seinem Glück, „nun hab ich dich gefunden — nun hab ich dich — dich endlich!“ Er preßte sie wieder an sich: „Nun trennt uns nichts mehr, nun gehörst du mir. Du bist mein, wirst mein, nicht wahr, mein, mein, du wirst meine —“ Er empfand das plötzliche Beben ihres Körpers; war das ein Wonneschauer oder —

„Nein!“ Sie löste sich von ihm mit einem gewaltsamen Ruck, es war ein jammervoller Laut, in den ihre Stimme umschlug. „Sag das nicht! Um Gotteswillen sag das nicht; ich kann, ich darf nicht!“ Das morsche

Holz der Bank knackte wieder, sie hatte sich niedergeworfen in wildem Schmerz. „Du weißt nicht, was du mir thust, wenn du mich so fragst — ich liebe dich, o Gott — aber nein, nein, ich will, ich darf nicht!" Sie sprang wieder auf und hielt sich die Hände an die Ohren: „Ich höre nichts — nein, nein!" Ihr Gesicht hatte etwas Wirres, die Augen flackerten. „Wenn du mich liebst, geh! Warum quälst du mich?!"

„Ich quäle dich nicht." Mit starkem Griff zog er ihr die Hände herab und hielt sie fest. „Maria, du sagst, du liebst mich — ich weiß es — und doch schauderst du zurück?! Ich verstehe dich nicht." Seine Stimme wurde streng. „Du spielst, du verspielst unser Glück. Du weißt wohl nicht, was das heißt, wenn einer dir sein ganzes Leben bietet?" Er stockte in schmerzlicher Erregung. „Bist du kindisch, launenhaft? Bist du krank? Ja, du bist krank, krank und —" Er ließ ihre Hände fallen. „Ich will nicht weiterreden, ich will dich nicht verletzen."

„O nein, nicht kindisch, nicht launenhaft!" Sie sprach von Schluchzen unterbrochen. „Gewiß nicht, Fritz, ich bin nicht launenhaft. Aber die Angst, die Angst!" Sie riß die Augen weit auf mit entsetztem Ausdruck. „Ich weiß alles, wie's kommt, es ist entsetzlich. O die furchtbare Angst! Lieber Fritz — Fritz, sei doch gut!"

Ihr Ton rührte ihn, er sprach milder: „Vor was hast du Angst?"

Sie schwieg.

„Du bist mir unverständlich, oder — Maria!“ Er faßte sie am Arm, seine Finger drückten sich in das weiche Fleisch. „Was hast du?“ — Er rang nach Luft. „Ich will es wissen, ich muß es wissen — alles — ich — jetzt, sag alles!“ In der Erregung schüttelte er ihren Arm. „Quäle mich nicht — dein Leben ist noch so kurz — da, da kann nichts sein! Sag mir die Wahrheit! Jetzt sag mir, warum du so seltsam bist — die Wahrheit, die Wahrheit!“ Er sah sie an, als wolle er etwas aus ihr herauszerren. „Nun? Maria, Maria —“ sein Ton wurde rauh — „mach mich nicht unglücklich!“

Sie schüttelte stumm den Kopf. Er ließ ihren Arm fahren, und sie rang die Hände.

„Ich frage dich noch einmal — Maria, zum letzten Mal —“ er stieß die Worte heraus — „willst du mich heiraten oder nicht?“

In stummem Flehen hefteten sich ihre Blicke auf ihn.

„Antwort!“

Ihr Gesicht schimmerte totenblaß im silbernen Mondstreif. Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder, kein Laut drang heraus. Und jetzt — jetzt schüttelte sie den Kopf — langsam — verneinend.

„So geh ich.“ Er drehte sich kurz um und trat zum Ausgang. „Wir sehen uns nie mehr!“

„Nie mehr?!“ Ein gellender Aufschrei hinter ihm, Kleiderauschen. „Geh nicht!“ Sie stürzt ihm nach, ihre Arme umschlingen ihn, sie reißt seinen Kopf herunter — heiß, schwer keucht sie ihm in's Ohr:

„Ich muß sterben, ich will nicht sterben — ich will kein —“ Für einen Augenblick hält sie inne, sie ringt mit sich. Man hört nichts in der Laube, nichts im Garten, lautlos wird der Silberstreif breiter und breiter und hüllt die Gestalten ein.

„Ich“ — ihr Mund liegt wieder an seinem Ohr, zitternd, bebend keucht sie: „Will kein —“ Pause. „Kein Kind! Ich fürchte mich!“

Es ist heiß in der Laube, ganz schwül und stickig.

„O du, du,“ sie lispelt leiser an seinem Ohr und ruhiger, „ich muß mich nun schämen, ich hab dir's gesagt und wollte es doch nicht; aber du sollst nicht für immer gehen, mußt wiederkommen!“ Ihre stürmischen Küsse brennen.

„Also das war's?!“ Seine Brust hebt sich von schwerem Druck befreit, seine Stimme klingt wie erlöst. „Armes Kind, was haben sie aus dir gemacht?!“ Er lächelt: „Also weiter nichts?! Es ist weiter nichts — Gott sei Dank!“ Er schiebt sie von sich, umfängt sie mit einem langen Blick: „Liebe, thörichte Maria!“ Dann zieht er sie zärtlich an sich, den Arm um ihre Schulter legend. So treten sie vor die Laube. Dicht aneinander gelehnt stehen sie.

Ein zauberhaftes Licht, überall bläuliche Helle, schwer und süß steigt Geruch von den Resedabeeten; so duften sie nie am Tag. Durch die bläuliche Helle kommt der Ruf eines Nachtvogels, er sucht, er lockt — fern antwortet der andere — sie kommen sich näher

und näher — ein Schrei aus zwei Kehlen — nun sind sie verstummt.

„Hörst du, Maria? Sie suchen, sie rufen sich — nun sind sie beieinander. Nun sind sie glücklich. Das ist wunderbar in der Natur, nichts, niemand kann ihr widerstreben. Du verstehst mich jetzt noch nicht; aber, glaube mir, die Zeit kommt, du lachst über deine jetzige Angst. Ich weiß nicht, was Tante Clotilde und Kühlewein dir gepredigt haben; denen sind in der Jugend die Trauben zu sauer gewesen — darum. Sieh mal" — er preßte liebevoll ihre Schultern — „es giebt so viele Mädchen in der Welt, sie werden Frauen und Mütter, haben gesunde Kinder und sind selbst gesund; wenn die alle an ‚sterben' hätten denken wollen, die" —

Sie unterbrach ihn: „Ja, die —! Aber ich!" Sie zitterte wieder wie vordem. „Ich — das ist anders. Mach die Augen zu, sieh mich nicht an!" Sie fuhr ihm mit der kühlen Hand über's Gesicht. „Meine Mutter — ach, meine liebe Mutter! Und Lora! Sie sind dran gestorben, und ich — nein, ich will nicht sterben, so gräßlich, so schauerlich" — sie schlug die Hände vor's Gesicht und schüttelte sich — „so preisgegeben! Ich will nicht, ich kann nicht! Fritz —" sie hing sich wieder an ihn und sah furchtsam in sein finsteres Gesicht — „du kannst das nicht wollen. Und wenn wir uns heiraten, kommt's doch so. Ich sterbe ebenso, ich weiß es. Sag nichts" — erregt winkte sie ihm ab — „du hast nicht gesehen, was ich gesehen habe. Sei still! Meine Kindheit hat es vergiftet; ich war kein glückliches

Kind. Wir waren noch sehr klein, Lora und ich, da saßen wir manchmal im Garten unter'm Busch und weinten, wir wußten selbst nicht warum, wir hatten nur so einen dumpfen Druck auf uns. Andere Kinder hatten eine Mutter, die ging mit ihnen spazieren, spielte mit ihnen, trug sie herum, haschte sich mit ihnen; in den Nachbargärten hörten wir sie manchmal jauchzen. Wir hatten auch eine Mutter und doch keine. Unsere Mutter war so sanft, so still, sie lag immer auf dem Sofa; ich sehe sie vor mir im langen, weißen Kleid, die schmalen Hände hingen ihr matt herunter, sie sah uns müde an. Sie war krank. Wenn wir laut lachten, mal recht vergnügt waren, hieß es: ‚Still, die Mama!' Da wurden wir auch still. Und der Vater sah uns immer verstimmt an; aus mir machte er sich nicht viel; ein Kind fühlt das auch, ich lief ihm aus dem Weg. Ich hatte ihn wohl lieb, aber ich traute mich nicht recht. Seit meiner Geburt war Mama krank. Schon bei Lora war es ihr schlecht gegangen, aber bei mir —! Oh, es wurden so viel Ärzte konsultiert, sie war immer in Behandlung, sie reiste auch alle Jahr in's Bad; besser wurde es nicht. Als ich zehn Jahr alt war, schon ein großes, ziemlich verständiges Mädchen, bekamen wir noch ein Brüderchen, es starb gleich, und meine Mutter — o meine liebe Mutter!" Sie schluchzte trocken auf. „Bis in den Garten hörten wir den Schrei, den mein Vater ausstieß. Wir verkrochen uns tief in's Gebüsch und hielten uns die Ohren zu; es war uns so bange, noch heute fühl ich Loras zitternden Arm um meinem Nacken

wir drückten uns aneinander. Meine Mutter war tot am dritten Tag. Sie lag in ihrem Bett; im Zimmer roch es scharf, ganz schrecklich, mir wurde schwindlig; seitdem wird mir übel, wenn ich Carbol rieche. Wir sollten sie küssen, aber ich konnte nicht; sie war so verändert. Nur ihre Hände waren noch dieselben, die küßte ich. Aber das Gefühl dieses Kusses ist mir geblieben, wird mir ewig bleiben; meine Lippen wurden kalt wie Schnee. Und dann kam der Gedanke über mich, daß meine Mutter nie mehr mein Haar streicheln würde, und dann war ich ganz verzweifelt; aber weißt du, so in einer stummen Verzweiflung. Nachts kroch ich zu Lora in's Bett und hielt mich an ihr fest, ich meinte, ich müßte zu meiner Mutter herunterfallen, tief in das schwarze Loch. Ich fürchtete mich. Und dann hatte ich doch wieder solche Sehnsucht — wenn doch die Thür aufginge, wenn sie herein käme! Ich war ganz verstört. Zu der Zeit konnte ich auf der Straße an keinem kleinen Kinde vorübergehen; ich blieb stehen, faßte sein Händchen und sah es mitleidig an — das war ein Kamerad im Unglück, es hatte gewiß auch keine Mutter mehr.

Als mein Vater tot war, den konnte ich küssen; der sah nicht schrecklich aus, der hatte nicht gelitten wie meine Mutter. Verstehst du mich nun, Fritz?" Sie hob den auf die Brust gesunkenen Kopf und sah ihn bitter lächelnd an. „Ja, jetzt verstehst du" — sie sagte es schmerzlich triumphierend — „warum ich nicht heiraten kann, nicht will!"

Sein Gesicht war auch ernst geworden, er schüttelte den Kopf. „Ich verstehe dich und verstehe dich auch nicht. Du fürchtest das gleiche Schicksal wie deine Mutter, du fürchtest für ein armes Kind eine getrübte Jugend — liebes Herz!“ Er lächelte schon wieder, und strich ihr das Haar aus dem erhitzten Gesicht. „Aber warum solltest du gerade das gleiche Schicksal haben? Unter hundert, ja vielleicht unter tausend Fällen kommt einmal ein ähnlicher vor.“

„Gut, gut,“ sie nickte langsam und sah ihn düster sinnend an, „du glaubst das. Ich nicht. Ich mag nicht so sterben, und wenn ich glücklich wäre, erst recht nicht. Soll ich sterben, sag, kannst du das wollen — sterben?!“

Er hielt ihr den Mund zu: „Maria, still! Du kannst mich rasend machen! Du wirst nicht sterben.“

„Ja, ich sterbe. Hast du Lora vergessen?“ Er sah sie fragend an.

„Ja, siehst du“ — sie tippte ihn mit dem dünnen Finger auf die Brust — „du hast sie vergessen. Aber ich — o ich —“ mit einer Gebärde des Entsetzens streckte sie die Hände aus — „ich habe sie nicht vergessen. — — — — — — Sie liegt auf dem Bett, sie windet sich in Todesqual, der Arzt und all die Leute können ihr nicht helfen, — ich höre ihr Schreien zimmerweit — sie wollen mich nicht zu ihr lassen, ich dränge mich herein — ich kenne sie kaum mehr, ihr Gesicht ist verzerrt. Und sie war so schön! — — — — — — — — —

‚Maria!‘ Sie ächzt und winkt mir. Und ich falle

neben dem Bett auf die Kniee und sie klammert sich an mich, ihre Nägel graben sich in mein Fleisch, ihr Schweiß macht mich naß, sie brüllt wie ein Stier, sie winselt wie ein Hund — — ‚Maria, nicht, nicht — du darfst nicht auch sterben — so jung, so — nein, ich sterbe! Helft mir!' Der rasende Schmerz wirft sie in die Höhe, krampft ihren Leib zusammen, sie —"

„Maria, liebe Maria!" Schöller umfaßte das wankende Mädchen, sie stieß ihn zurück.

„Hörst du, wie sie schreit? Sie krallt sich an, sie würgt mich, es ist was Fremdes, was Furchtbares, was mir am Halse hängt — ich schreie — sie reißen mich auf, sie schleppen mich fort — und sie schreit mir nach, ächzt, brüllt, winselt — — — — — — hörst du's? Sie schreit! Ich höre es immer noch. Ihren letzten Schrei — zimmerweit. Und den ersten Schrei des Kindes, das keine Mutter mehr hat! Fritz, ich werde sie ewig hören, im Tag, im Traum, und wenn ich nicht schlafe, dann ist's am schlimmsten. Sie kommen zu mir — die Mutter, Lora — seit ich dich liebe, quälen sie mich. Ja, sie quälen mich. Aus Barmherzigkeit, hilf mir!" Sie brach ganz zusammen, hülflos sank sie ihm in die Arme. „Ich liebe dich — ich darf doch nicht bei dir sein — ich kann's nicht ertragen — mein Gott, mein Gott, wie soll das enden?!"

„Du sollst bei mir sein, du mußt bei mir sein!" Ein Sturm von Leidenschaft brauste über sie hin, sie war wie erstickt von seinen Küssen.

„Und dann?!“ Sie schlang die Arme um seinen Hals; sie preßte ihre Lippen auf seinen Mund, zitternd, zuckend murmelten die, kaum verständlich: „Du kannst mich heiraten, du könntest mich wohl heiraten; verstehst du? Es soll bleiben wie jetzt — es muß so bleiben — ich, ich — wir dürfen nie anders sein! — — — Fritz, ich liebe dich! Sei barmherzig! Fritz, ich will, ich muß bei dir sein! Hör mich, sei gut, hab Erbarmen! Fritz, Fritz, wir würden doch glücklich sein — versteh mich, hörst du mich?!“

Er stand unbeweglich.

Sie glitt an ihm herunter und fiel zu seinen Füßen, ihr schöner Kopf lehnte sich an seine Kniee.

„Fritz, nimm mich!“ Ihre Stimme klang süß wie die eines zärtlichen Kindes. „Fritz, willst du? Lieber, Lieber — schwör mir — du willst?!“

„Ja!“ Er hob sie auf und schloß sie in die Arme. „Es soll so sein, wie du willst, bis —“ er stockte, er sprach nicht aus: Bis du selbst es anders willst.

„Ja, Maria!“ Sein Herz war ganz leicht, ganz froh. Er vertraute der Natur und dem Erwachen zum Weibe. Er versprach lächelnd, was er doch nicht halten zu müssen glaubte.

*　　*　　*

Frau Maria von Schöller war ganz allein im Zimmer. Sie saß auf dem Tritt am Fenster und sah

über die Blumentöpfe weg in den Garten. Es duftete um sie nach Hyacinthen und Veilchen, aber draußen standen die großen Bäume noch kahl; sie streckten die Aeste aus, dürftig und bloß wie Bettler. Kein Grün. Und doch war Frühling in der Luft und der Regen, der niederrauschte, war Frühlingsregen.

Sie öffnete das Fenster und lehnte sich weit hinaus, mit geblähten Nasenflügeln sog sie die Luft ein — wie die sich gut atmete, so lind, so belebend! Der Regen tropfte ihr auf's Haar und rann an den Schläfen nieder; sie blieb unbeweglich. Wie die Erde roch, so voll, so befruchtet! Glaubte man nicht die braunen Baumknospen schwellen zu sehen? Sproßte zwischen dem vergilbten Winterrasen nicht schon neues Grün? An den Stachelbeersträuchern gab's junge Spitzchen.

„Oh — Frühling!“ Sie trank die Luft wie eine Verschmachtete und dabei ließ sie die Augen wandern, den täglichen Weg, hinüber zur Gartenmauer und drüber hinweg zu den zwei Türmen der Kirche. Im Winter hatte Schnee auf den Turmdächern gelegen, jetzt im Regen zeigte der Schiefer ein trauriges Schwarz. Und im Sommer, wie er da wohl aussehen würde?

Müde ließ die junge Frau die Lider sinken und seufzte. Mit geschlossenen Augen gab sie das Gesicht dem Regen preis. Sich scharf abhebend, lagen die dunklen Wimpern auf den weißen Wangen; bläuliche Schatten rundum in der ganzen Augenhöhlung. Sie sah abgespannt aus, älter als ihre Jahre; um die farblosen Lippen ein vergrämter Zug; die Unterlippe hing

wie bei unzufriedenen kränkelnden Kindern. Nichts von rosiger Frische.

Und doch wehte hier die normale Luft der kleinen Stadt. Draußen vor den Thoren Kiefernwälder und blaue Seen und meilenweite Felder, und drinnen das kleine Haus, versteckt zwischen hohen Bäumen und Hecken, wie das Schloß im Märchen.

„Ja, wissen Sie,“ hatte der Besitzer zu dem neuen Amtsrichter gesagt, „wissen Sie, Herr von Schöller, Sie thun gut dran, wenn Sie das Häuschen mieten. Das ist was für junge Eheleute, klein und behaglich, und dann der große Garten mit der Fliederlaube und der Weinlaube und der Jelängerjelieberlaube — wo finden Sie das? Ihr Vorgänger hat auch mal drin gewohnt, aber als er's fünfte bekam, mußte er ausziehen — zu eng. Hat mir recht leid gethan. Liebe Leute, immer fidel. Kinder wie die Orgelpfeifen, die Frau wie ein rotbäckiger Apfel. Ja, das war ein lustiges Geruder!“ —

„Wie still,“ sagte Maria, öffnete die Augen und warf einen schwermütigen Blick in den Garten, dann seufzte sie und schloß das Fenster. Mitten im Zimmer blieb sie stehen, groß, überschlank, drückte die Hände an die Schläfen und sah wie verloren drein.

Nun war sie seit drei Monaten verheiratet, seit Weihnachten hieß sie Frau von Schöller.

Tante Clotilde hatte viel geweint und sich mit Händen und Füßen gegen die Heirat gewehrt. Die Gute war wie aus den Wolken gefallen, an so etwas hatte sie nie gedacht. Ihre Nichte wollte heiraten —?!

Sie war außer sich. Kühlewein teilte ihre Entrüstung; es waren wenig erquickliche Abende im ‚Ruhethal‘.

Aber Maria blieb fest; auf Thränen und Bitten hatte sie nur ein Lächeln. Sie sehnte sich, drängte dem Hochzeitstage entgegen; sie war eine glückliche Braut. — Und jetzt —? Ein Zittern kam der einsamen Frau in die Kniee, sie fühlte die schamvolle Röte, die ihr in die Wangen stieg; mit einem Stöhnen schlug sie die Hände vor's Gesicht.

Langsam, ohne die Hände von den Augen zu heben, wankte sie durch's Zimmer; sie stieß sich nicht, sie kannte den Weg so genau — da war die Thür und hier seine Stube. Wie oft, wenn er nicht zu Hause war, wandelte sie, wie jetzt, hier herein und ließ sich in den Sessel vor dem Schreibpult sinken und legte den Kopf auf die Aktenbogen, die seine Hände berührt hatte; und träumte — träumte —

Die Uhr tickte leise, Viertelstunde auf Viertelstunde ging dahin, schleichend, mit schweren Gewichten an den Sohlen. Warum war er fortgegangen, warum kam er so lange nicht?! Als sie einmal klagte, hatte er gesagt: „Kind, meine Gedanken sind ja immer bei dir!“ Es klang wie eine Phrase, denn er hatte zerstreut gelacht, ihr nicht in die Augen gesehen, nur flüchtig ihre Stirn geküßt. Er ging fort, nach wie vor, alle Tage; er ruderte, jagte, ritt, saß mit den gleichgültigsten Menschen im Casino; wenn er zu Hause blieb, war er vergraben in Akten. Bis spät in die Nacht hinein brannte seine Studierlampe.

Mehr als einmal war sie leise aus ihrem Bett geschlichen, hatte durch den Thürspalt gelugt und ihn am Schreibtisch sitzen sehen, den Kopf in die Hand gestützt, starren Auges vor sich hinblickend. Er arbeitete nicht.

Liebte er sie nicht mehr?

Schauer auf Schauer durchrieselte ihren Körper. Sie biß die Zähne aufeinander und schüttelte sich. Könnte sie noch einmal diesen Kuß fühlen, diese Wonne — oh — — —! Schweiß trat ihr auf die Stirn. Sie preßte die Augen zu — sie sah ihn wieder vor sich knieen, am Abend der Hochzeit, sie hörte seine geflüsterten Bitten, sie fühlte den heißen Druck seines Armes, seine heißen Küsse auf Knie und Arm und Hals — es ist nun so still im Zimmer, sie beide allein, draußen rauscht der Winterwind. — — — Sie hatte ihn zurückgestoßen. — Und weiter? Ein, zweimal noch hatte er sie heiß an sich gerissen, dann nie mehr. Sie brauchte ihn jetzt nicht mehr an sein Wort zu erinnern. Es klopfte nichts an ihre Thür; sie blieb allein.

„Mein Mann —!" In grenzenloser Sehnsucht streckte sie die Arme aus und zog sie wieder an sich — leer! Sie hielt nichts am Herzen. Was wollte die Unrast in ihr? Und wenn der Abend kam, die wunderliche Schwäche, die Mattigkeit? Nachts lag sie einsam, langgestreckt, die Arme unter'm Kopf verschränkt und grübelte. Dunkel war's um sie, in der schwarzen Leere hörte sie ihr eigenes Herz pochen und das Blut in den Adern rauschen. Es hämmerte in ihren Schläfen; sie

glaubte es nicht aushalten zu können, so dunkel, so still, so einsam. Wild warf sie sich in den Kissen. Es gab Zeiten, in denen sie den Hund beneidete, mit dem er spielte, der zu seinen Füßen lag, dem er pfiff, den er mitnahm.

Ihr Mann kam ihr schöner vor als früher; sie bewunderte seine breite Brust, seinen blonden Bart, seinen stattlichen Gang. Sie schreckte zusammen, wenn er ihre Hand faßte, sie spürte es durch den ganzen Körper; wie ein elektrischer Schlag fuhr's ihr durch die Glieder. Sie wagte nicht zu atmen, sie stand wie gelähmt — daß er nur blieb, daß er nur kam, nah, noch näher! Sie sah ihn stumm an, verschleierten Auges und schlug dann zitternd die Lider nieder. Er war immer freundlich, immer gut; ihre Lieblingsblumen blühten am Fenster, ihre Wünsche brauchte sie nicht auszusprechen — und doch — —

„Er liebt mich nicht mehr!“ Mit einem Jammerlaut hob Maria den Kopf. Horch, klappte da nicht die Hausthür? Unten an der Treppe, war das nicht sein Schritt? Sie wollte aufspringen, die Thür aufreißen — heraus, ihm entgegen! Sie konnte nicht, schwach lehnte sie sich an den Schreibtisch, sie wurde in raschem Wechsel blaß und rot. Kam er? Sie streckte den Kopf vor und lauschte. Er war's nicht!

Eintönig tropfte der Regen an die Scheiben und trommelte auf's Fensterbrett. Allmählich wurden die Ecken dämmrig; grau standen die Bäume im Garten. Das Zimmer füllte sich mit Wünschen, mit selt-

samen Wünschen, die die Hände rangen und aus weiten Augen stumm dreinsahen. Sie scharten sich um die Einsame, sie drangen auf sie ein, hingen sich an sie, rüttelten sie. —

Ein leichtes Tüchelchen auf dem Haar, den Mantel nachlässig flatternd, lief Maria durch den Regen. Auf der schlecht gepflasterten Straße standen Pfützen, sie trat achtlos hindurch; sie trug auch keinen Schirm, es that ihr wohl, das laue Naß auf der Stirn zu fühlen, an der Wange, am Hals, wo es sich sacht hinunterstahl längs der glühenden Brust. Was störten sie Regen und Wind? Nur nicht allein daheim mit der prickelnden Unruh in den Gliedern.

Sie lief eiliger; bei dem Kollegen ihres Manns, dem Amtsgerichtsrat Behrent, würde sie offene Thür und offene Arme finden. Sie sehnte sich nach jener engen Stube, da würde sie im Winkel sitzen und mit großen Augen dreinstarren und einen schmerzhaften Neid empfinden. Sie wußte das und doch ging sie immer hin und drehte sich mit einer Art Wollust das Messer selbst in der Brust um.

Jetzt war sie an der Hausthür — unverschlossen, Behrents hatten nichts zu stehlen. Als sie im dunklen Flur herumtappte, kam mit schwelendem Lämpchen die Magd aus der Küche gestürzt, ein kaum erwachsenes Ding, aber rotbäckig und drall. Freundlich grinsend, zerrte sie die aufgestreiften Aermel über die aufgesprungenen Arme, sie brachte einen ganzen Strom von Waschdunst und Seifenlauge mit. „Gehn Se nur rein, Frau

Amtsrichter, unsre Frau is drin, hören Se? Sie singt unserm Kind was!"

„Schlaf mein süßes Kind,
„Draußen geht der Wind —"

Maria drückte leise die Klinke nieder. Da saß Frau Trude Behrent im Dämmerschein am Fenster und hielt ihr Kind auf dem Schoß, ein kleines weißes Bündel, das unverständliche Laute ausstieß und hin und her geschaukelt sein wollte.

„Höre wie der Regen fällt
'„Und wie Nachbars Hündchen bellt, — —
„Hündchen hat den Mann gebissen —

Pst," die junge Mutter legte den Finger an den Mund, „es schläft.

„Schlaf mein süßes Kind,
„Draußen —

Entschuldigen Sie, liebe Frau Maria, daß ich nicht aufstehe! Kommen Sie — so ist's schön — setzen Sie sich her!" Sie zog mit der freien Hand Maria auf den Stuhl neben sich. „Da sitzt sonst immer mein Mann, gerad jetzt in der Schummerstunde thut er das gern; er legt den Kof an meine Schulter und ich singe sie beide ein, meinen Mann und das Kleine. Wir nennen das unser Schäferstündchen. Sie und Ihr Gatte haben gewiß auch so eins? Wissen Sie" — sie schaukelte wieder das Kind und summte ein paar Takte — „es ist was Eigenes, wenn man so still zusammensitzt und draußen nichts mehr sieht; die Gedanken wandern dann zurück zum Anfang, als man sich kennen lernte — es ist wie ein Wunder, daß man nun so

ganz eins ist; als Mädchen begreift man das nicht. Und das zweite Wunder ist das Geschöpfchen, das da vor einem liegt. O, sehen Sie nur, wie lieb! Das Händchen mit den winzigen Nägeln; der kleine Finger ist accurat wie der von meinem Mann.“ Sie schaute andächtig auf das weiße Bündel nieder.

Frau Trude war nie hübsch, aber in diesem Augenblick fand Maria sie schön. Die gesenkten Lider, der lächelnd ruhig beglückte Ausdruck des Mundes gaben ihr etwas Verklärtes.

Eine Weile saßen beide Frauen schweigend; jede dachte an das, was ihr am nächsten lag. Die eine an ihr Glück, die andere fühlte mit Grausen, daß sie draußen vor'm Paradies stand, dessen Thür sie sich selbst zugeschlagen.

„Ja, ja,“ sagte Frau Trude zärtlich, „so ein süßes kleines Ding. Ach du,“ sie biß ordentlich die Zähne zusammen, dann bückte sie sich und küßte zärtlich die winzige Faust, die aus dem Bündel herausragte, „ich bin rein närrisch mit dir! Mein Mann hat im Anfang oft gesagt: ‚Na, nun bin ich wohl gar nichts mehr?‘ — Aber komisch, ich hab ihn, seit das Kind auf der Welt ist, noch viel lieber!“ Ihr Ton klang verschämt wie der eines bräutlichen Mädchens; in der Dämmerung konnte man's nicht erkennen, ihr Gesicht war gewiß errötet. „Ich danke ihm ja alles Glück,“ fügte sie leise hinzu.

Es gab Maria einen Stich durch's Herz.

„Ja," sagte die andere wieder, sie war so mitteilsam in ihrer Herzensfülle, „es ist ein rechtes Glück." Sie legte die freie Hand auf den Schoß der Nebensitzenden und strich liebkosend auf und nieder. „Sie wissen das ja auch, liebe Frau Maria, Sie haben einen so prächtigen Mann, Ihnen braucht ich's nicht zu sagen. Aber passen Sie mal auf, wenn Sie erst ein Kind haben, merken Sie doch, daß Ihnen bisher zum Glück noch was gefehlt hat — dann ist's erst voll und ganz. Mein Mann sagt immer —"

Marias Stühl rückte plötzlich; mit einem seltsamen Laut, halb Schluchzen, halb Lachen, lehnte sie sich hinten über.

„Ist Ihnen nicht wohl, Frau Amtsrichter? Doch —?! Und denken Sie, ich glaubte, Ihnen sei was. Aber ich will doch die Lampe holen, man kann sich ja gar nicht sehen. Entschuldigen Sie einen Augenblick, Male wäscht, ich will auch mal nachgucken. Hier —!"

Schon war die lebhafte Frau zur Thür hinaus. Maria fühlte das Bündel auf ihrem Schoß. Es lag ganz still, sie bückte sich drüber und versuchte im spärlichen Dämmerlicht das kleine Gesicht zu enträtseln. Ein Grausen wollte sie ankommen vor diesen flachen, leeren Zügen; und dieses Geschöpf, das tausend Qualen bereitet, ehe es sich an's Licht ringt, das sollte eine Welt von Glück sein —? Unmöglich! Sie schüttelte den Kopf und saß dann unbeweglich. Von dem Bündel stieg ein warmes Atmen auf, so ein molliger Hauch, nach Milch und frischgewaschenen Hemdchen und Windeln; der kleine

Körper hob und senkte sich kaum merkbar, sie fühlte die Wärme durch bis auf ihren Schoß. Und von da rann sie weiter, immer weiter; sie empfand, wie sie höher stieg, bis hinauf in die Wangen. Unwillkürlich zuckte es in der Hand, die mußte sich heben, und unsicher über das Bündel tasten und ein sammtweiches Bäckchen, ein gerundetes Kinn fühlen. Maria konnte es nicht lassen, immer wieder strich sie mit der Spitze des Zeigefingers behutsam, fast furchtsam über das seltsame Fellchen. Jetzt dachte sie an nichts mehr, das quälende Jagen der Gedanken hatte ein Ende; immer tiefer beugte sie sich auf ihren Schoß, der reine Kinderatem fächelte um ihr Gesicht.

Die Thür ging — ein fester Tritt auf der Diele — das waren nicht Frau Trudens behende Füße! Erschrocken richtete sich Maria auf, mit einem Schlag war die alte zitternde Unruhe wieder da. Da — Fritz stand mitten in der Stube, jetzt war er nur wenige Schritte von ihr.

„Du, Maria?"

„Ja." Sie antwortete wie ein ertapptes Schulmädchen. Sie konnte nicht aufspringen, das Bündel nicht loswerden — wohin damit? Steif blieb sie sitzen.

„Ich bin sehr überrascht, das Mädchen wies mich herein — keine Ahnung, daß du — dich so — dich hier — zu finden." Er war verwirrt.

Maria hörte nur gleichgültige Kühle, ein verzweifelter Zorn überkam sie; sie sprang auf und blieb doch am selben Fleck stehen, das Kind fest an sich pressend.

Sie hielt es ungeschickt, ein quäkendes Stimmchen meldete sich — und dann Weinen.

„O je!“ Frau Trude stürzte herein, sie hielt die Lampe hoch und stellte sie hastig hin. „Still, still, mein Herzchen — su su! Guten Abend, guten Abend! Entschuldigen Sie nur! Vielen Dank, liebste Frau Maria, Sie haben das Jungchen wundervoll verwartet. Ja, mein Mann ist ausnahmsweise mal nicht zu Hause, Herr von Schöller, es wird ihm furchtbar leid thun, daß Sie umsonst dagewesen sind. Ich hab ihm aber so zugeredet, bei dem milden Wetter 'raus nach Fichteneck zu wandern und den Oberförster zu besuchen; er wollte erst nicht ohne mich, aber ich sagte: Weißt du was, Karl, grüß Oberförsters und bring mir ein paar frische Eier mit — da ging er denn. Der gute Mann!“ Sie lachte über's ganze Gesicht. „Er kommt gewiß bald!“

Sie saßen nun noch ein Weilchen bei der Lampe, Frau Trude mit dem Kind im Arm, das mit großen Augen wach lag. Es lag im matten Lichtschein so rosig so lieblich wie jenes wunderbare Kind in der Krippe. Maria beobachtete ihren Mann, er sah unverwandt nach dem Kind mit einem schwermütigen Lächeln und einer Falte zwischen den Brauen. Das Gespräch kam nicht recht in Fluß; sie waren alle drei zerstreut. Es dünkte Maria eine Erlösung, als ihr Mann etwas von „Nachhausengehen“ sagte. Bereitwillig stand sie auf. Frau Trude begleitete sie bis zur Hausthür und blieb dort noch stehen, nach dem heimkehrenden Gatten ausspähend.

Sie gingen. An der Ecke wandten sie sich noch einmal um, da hörten sie Frau Trudens hellen Ruf, sahen im kümmerlichen Laternenschein, wie sie mit großen Sätzen einer dunklen Gestalt entgegensprang.

„Da ist er,“ sagte Maria unwillkürlich.

„Ja,“ er zog sie weiter, „lassen wir sie. Wir wollen nicht stören.“ Es war eine große Bitterkeit in den paar Worten.

Und die Bitterkeit blieb. Maria fand ihren Mann heute abend weniger rücksichtsvoll als sonst. Er saß, ohne zu sprechen, in tiefen Gedanken; und wenn er sprach, klang es gereizt. Mitunter, wie sich besinnend, zwang er sich, sie anzulächeln. Sie zwang sich, ihn wieder anzulächeln; aber beider Augen mieden sich. Früher als gewöhnlich stand er von Tisch auf, küßte sie leicht auf die Stirn und strich ihr einmal über's Haar: „So, nun geh schlafen, mein Herzchen, ich habe noch zu thun, ja, sehr viel zu thun — ich will auch drüben meine Cigarre rauchen — gute Nacht!“

Sie wagte nicht zu sagen: „Bleibe doch noch,“ sie flüsterte nur tonlos: „Schon?“ Und dann neigte sie den Kopf so tief, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte: „Gute Nacht!“ Er ging.

Sie blieb allein am Tisch sitzen und stemmte die Arme auf. Nebenan verklang sein Schritt. Da kam's gekrochen aus allen Winkeln, immer näher, näher, stierte sie an und zeigte, grausam grinsend, die spitze rote Zunge, die Herzblut leckte — Bilder, Erinnerungen, Fratzen. Sie lispelten durch's einsame Zimmer, leise, heiser und

doch so scharf accentuiert, daß kein Laut fehlte: „Hast du bemerkt, wie er das Kind ansah? — Hörst du?! Was willst du hier in dem Haus, du Ueberflüssige? Du bist gar nichts! Weib — Weib — sein Weib — haha — Mann, Mann — dein Mann — haha! Gar nichts bist du. Nur unglücklich — ja, das bist du!" Wie sie grinsten und die roten spitzen Zungen herausstreckten! Es war nicht zu ertragen!

Schwer seufzend stand Maria auf; sie lauschte, nebenan alles still. — Da ergriff sie die Lampe; langsam, langsam wankte sie in ihr Schlafzimmer, Schritt für Schritt wie eine Kranke. Sie riß die Kleider vom Leib, warf sich in's Bett und zog die Decke über den Kopf. So lag sie, frierend und zähneklappernd.

Draußen Frühlingsstürme um's Haus. In der Nacht, da wird's, da thut sich der Schoß der Erde auf, Keim auf Keim drängt sich heraus. Da fühlen die Bäume ein köstliches Regen, Saft wallt auf und ab; da schwillt's in ihren Knospen — bis die springen. Und das himmlische Naß tropft nieder, rauscht, strömt in Segensfülle. Wunder geschehen in der Frühlingsnacht, und Wunder sieht der junge Tag.

Die kleine Uhr auf dem Nachttisch tickte. Die Einsame stützte sich auf den Ellenbogen und richtete sich halb auf? Ob er jetzt zu Bett war? Es mußte spät sein, längst Mitternacht; ihre Augen brannten, ihr Kopf war schwer und wüst, das kam vom langen Wachen.

Ob er schlief? Sie stellte es sich vor, wie er daliegen müßte im Schlaf, ganz ruhig, die eine Hand herabhängend und die andere mit dem goldenen Trauring auf die Brust gelegt. Wie schön er war! Kein anderer Mensch hatte solch lieben Mund, solch gutes, treues Gesicht. Das blonde Haar hing ihm in die Stirn und verdeckte die Falten, die sich darauf eingegraben hatten. O, wer die fortwischen könnte, dürfte!

Sie streckte die Hand aus und strich durch die leere Luft.

Er lächelt im Schlaf, er denkt an was Liebes, er denkt vielleicht an mich? O nein, nein!

Zusammenschauernd streckte sich Maria wieder aus und zog die Decke hoch über sich. Da waren nun Federn überall, weiche Daunen, und die Decke war von Seide, und Frühlingsanfang stand schon im Kalender, aber es fror sie doch wie im tiefsten Winter.

Horch, der Frühlingsregen prasselte stärker, er schlug hart an die Fenster, er wollte herein. Klopfte es da nicht? Sie fuhr hoch auf, mit beiden Füßen zugleich war sie aus dem Bett; eine unerklärliche, jähe, schreckhafte Freude überfiel sie. Sie wagte nicht zu denken, wer könnte das sein? Auf bloßen Füßen, im langen Nachthemd glitt sie zur Thür, mit hastigen, zitternden Händen schob sie den Riegel zurück: „Wer ist da?“ Sie wollte es rufen und stieß nur einen unartikulierten Laut aus. Wer — Wer? — Nichts, die kältere Luft vom Korridor drang herein und wehte ihr an die Füße. Niemand!

Er prasselte stärker, es klopfte, es rüttelte an den Läden; flutende, brausende Frühlingswellen gingen über die Erde. Huh, das Dunkel des Korridors so grabeseinsam, so schauerlich — halt, tappte da nicht jemand, stahl sich nicht was an den Wänden entlang?

Mit weiten Augen starrte Maria in's Dunkel; in ihrem Kopf war ein wirres Durcheinander, das Herz setzte den Schlag aus, um dann doppelt zu stürmen — wenn er's wäre, wenn er käme! Ihre Füße trugen sie kaum, ihre Kniee knickten ein bei jedem Schritt; sie schlich weiter, fühlte sich an der Wand entlang, zitterte — weinte — fror — nur nicht allein sein! Allein mit der verzehrenden Sehnsucht, dem furchtbaren, furchtbaren Durst.

Es ist finster, es ist kalt — sie fiebert, seufzt, glüht — da — eine Thür knarrt — sie steht atemlos — er tritt auf die Schwelle, halb entkleidet, ein flackerndes Licht in der Hand,

„Wer ist da? — — — Maria du?"

Es ist nur ein kurzer Ruf — ein zweiter aus ihrem Munde antwortet. Sie stutzt, sie taumelt, sie weicht zurück, und dann springt sie vorwärts wie ein gejagtes Wild und wirft sich an seine Brust und klammert die Hände an und wühlt den Kopf tiefer und tiefer in ihn hinein und weint und lacht und schluchzt verzweifelt: „Verzeih, verzeih mir! Ich hab' unrecht gethan an dir, an mir — Frühling, hörst du, Früh-

ling, es wacht alles auf — ich liebe dich — Fritz — mein Mann, mein Mann!" — — — — — — — —

* *
*

Die ältesten Leute konnten sich keines ähnlichen Frühjahrs entsinnen. Das war ein Wachsen und Gedeihen! Schon im Mai stand das Korn hoch und die Rosen kamen ehe noch der Flieder abgeblüht. Heiße Tage, warme Nächte. Die Nachtigallen sangen berauscht; sie hatten den wehmütigen Sehnsuchtslaut verloren, sie schmetterten Siegesfanfaren. An den stillen Wiesentümpeln vielstimmiges Froschkonzert, und Kuckuksruf im Walde, Gesurr von Fliegen und tanzende Schmetterlinge.

Im großen Garten um das kleine Haus schlugen die Nachtigallen lauter denn anderswo, es gab verschwiegene Lauben da und blühende Büsche. Die beiden Menschen, die Hand in Hand über die Steige wandelten, störten nicht. Sie konnten oft nicht schlafen, die Nachtigallen schmetterten zu laut; dann standen sie auf, trunken vor Glück, lehnten am Fenster und staunten die mondbeglänzte Welt an. In ihnen war auch eine Welt voll jubelnder Helle. —

Sie lebten wie auf einer Insel; glückliche Menschen geizen mit jeder Minute. Die Gesellschaft des Städtchens sah wenig von ihnen und doch sagte man: „Wie liebenswürdig die Frau Amtsrichter geworden ist — und so schön!" —

„Wie schön du bist," sagte Schöller oft mitten in einem Gespräch, hielt inne und sah sie mit strahlenden Augen an.

Sie lachte und fiel ihm um den Hals und sprang mit gleichen Füßen in die Höhe: „Ich freue mich!" Sie war wie ein Kind. Nichts mehr von jener durchsichtigen Haut; ein volles Rot auf den runden Wangen, und wenn die Augen nicht lachten, hatten sie einen glücklich sinnenden Blick.

„Da geht der Amtsrichter mit seiner schönen Frau," sagten die Leute und guckten hinter dem jungen Paar drein.

Maria nahm die kleinen Künste ihrer Mädchenzeit wieder auf; sie gingen viel in den Wald, dann lag er im Moos, sie hielt das Skizzenbuch auf den Knieen und zeichnete diese knorrige Kiefer, oder jene hängende Birke und den kleinen Bach, der unter Farrnkräutern murmelt.

Er gab vor, zu lesen, aber über das Buch weg flogen die Blicke zu der anmutigen Frau — seiner Frau; ungestüm sprang er auf, ließ das Buch fallen und stürzte zu ihr hin. Sanft bog er ihren Kopf zu sich, sah tief in ihre Augen und las nur das eine drin, immer nur das eine — von ihrer Liebe. Zwischen den dunklen Kiefernwipfeln schaute der Himmel zu, ungetrübt, in mildem Blau.

Und dann jenes Wandern Seite an Seite durch die schweigende Dämmerung! Aus den Wiesen stieg es feucht und mischte sich mit dem Duft frischgemähten

Grases und der Harzluft des Waldes. Im Gewölk schwamm der Mond wie ein Kahn, der zu den Gefilden der Seligen fährt. Sterne blinzelten, der Tag sank mehr und mehr. Die Nacht schickte den ersten Gruß. Und die beiden eilten zum eignen Heim.

Hinter dem Fenster im Erdgeschoß grüßte freundlicher Lampenschein. Sie waren so hungrig, so köstlich müde, sie saßen an dem weißen Eßtisch und fanden, es hätte ihnen noch nie so gut geschmeckt. Schöller freute sich, wie tüchtig Maria aß; ihre Zähne gruben sich in das Butterbrot, als hätten sie schon ein paar Tage nichts zu beißen gehabt. Und das Bier! Sie setzte das Seidel an und trank, bis ihr das Wasser in die Augen kam. „Ha," sie schüttelte sich vor Behagen. Sie war so frisch, so heiter, so blühend, er konnte sich nicht satt an ihr sehen. Noch essend nickte sie ihm lustig zu: „Es schmeckt so gut — iß du auch!" Die weichen Ringel um ihre Stirn bekamen goldene Lichter im Lampenschein, in den runden Wangen vertieften sich Grübchen und der Mund war so freundlich, nur gemacht, um liebe Worte zu sprechen. Ein überwältigendes Gefühl der Seligkeit stieg in dem Mann auf, er legte seine Hand auf die ihre und fragte: „Bist du glücklich, Maria?"

„Ja," nickte sie freudig.

„Und wirst du es immer bleiben?"

Sie nickte wieder, aber nicht so zuversichtlich wie vorher. „Hoffentlich!"

„Warum nur hoffentlich? Warum nicht bestimmt? Maria, meine Maria!"

„Ja, ich bin glücklich, sehr glücklich, werd' es immer und ewig sein!“ Sie sprang auf und fiel ihm mit Inbrunst um den Hals.

Er drückte sie heftig an sich, aber in seinem Kuß war nicht die ganze Freudigkeit. Dieses ‚Hoffentlich‘ hatte ihm zu denken gegeben. Eine plötzliche Verstimmung drängte sich ihm auf; der behagliche Abendtisch hatte nicht mehr den gleichen Reiz für ihn. Er forschte in ihrem Gesicht.

Sie hielt seinem Blick mit ruhiger Heiterkeit stand; sie fragte unbefangen: „Warum siehst du mich so an, mein Mann, gefall ich dir nicht?“

Er schüttelte den Kopf — Thorheit, Thorheit, wie konnte man sich so die Stunde verderben?!

Sie saßen dann lange auf der grüngestrichenen Bank vor der Thür im weichen Abendlicht. Hinter'm angelehnten Küchenfenster sang die Magd ein Liebeslied und klapperte mit den Tellern, sie sang mit ganz angenehmer Stimme, halblaut und langgezogen; es verklang in der lauen Nacht. Dann hörte auch das Singen auf und das Klappern; stiller wurde es, immer stiller. Am Himmel zogen die Sterne, und unten in den dunkelnden Büschen flimmerte es im Wiederschein — Glühwürmchen. Sie spannten die kleinen Flügel aus und flirrten dicht an den Gesichtern der Menschen vorüber, goldige leuchtende Punkte. Er fing ein paar und setzte sie in Marias Haar, da leuchteten sie über dem Scheitel.

„Wie schön, nun sind Sterne vom Himmel auf dich gefallen!“ scherzte er.

„Nimm sie weg,“ bat sie ängstlich, „nimm sie weg! Morgen sind sie tot — sie sollen sich noch ihres Lebens freuen.“

„Bist du sentimental, Liebchen?“ lächelte er, aber das Lachen kam ihm nicht recht von Herzen. Sie antwortete nicht. Der nächtliche Himmel wurde dunkler und dunkler; über die Sterne weg zogen Riesenballen und versteckten den Glanz. Heute kein Mond mehr. Ein langer Schatten fiel auf den Kiesweg und streckte sich schwarz bis zur Bank. Die Glühwürmchen flimmerten stärker auf schwarzem Grund; in der Hauswand zwischen zwei Mauersteinen begann die Grille ihr melancholisches Gezirp.

„Horch, die Grille,“ flüsterte Maria, „keine Nachtigall mehr!“

„Die nisten jetzt,“ flüsterte er zurück, „dann sind sie verstummt.“

„Dann sind sie verstummt!“ Wie ein Echo schwebte es nach. —

Der nächste Tag brachte ein Gewitter mit Regengüssen, die Riesenwolkenballen hatten sich gelöst. Aber wieder der Morgen darauf hatte so viel Sonnenschein, so viel frisch erblühte Blumen, grüneres Gras; die Natur stand ganz neu im Regenglanz. Ueber Marias Bett tänzelten die Sonnenstrahlen, sie wachte auf, jubelte hell und weckte ihren Mann mit Küssen. Welch eine Jugendlust in allen Gliedern, eine schwellende,

werdende Kraft. Mit hurtigen Füßen lief sie hin und her. Sie stand vor'm Spiegel, kämmte ihr Haar und wunderte sich über die Fülle ihrer Arme, ihres Halses. „Sieh nur, Fritz, so war ich früher nie! Was würde Tante Clotilde sagen, wenn sie mich jetzt sähe — und Kühlewein — die waren immer so besorgt. Ich war auch der reine Faden — aber jetzt! O du!" Sie lief auf ihren Mann zu mit ausgestreckten Armen. Plötzlich blieb sie stehen, es zuckte über ihr Gesicht, sie ließ die Arme sinken.

„Nun, was hast du denn?" Er sah sie verwundert an.

„Ach, mir war nur auf einmal — nein, war das komisch!" Sie lachte hell auf. „Ganz schwindlig und eklig. Neulich hatte ich's schon mal, aber es ging da auch ganz rasch vorbei. Nun ist's wieder gut. Weißt du, ich glaube, die alte Bleichsucht meldet sich wieder — die alte Bleichsucht, glaubst du nicht auch, Fritz?" Sie trat dicht zu ihm und sah ihn eigentümlich unruhig an: „Nichts wie Bleichsucht, Fritz, das meinst du doch auch, das meinst du doch auch?" —

Nach einer langen Weile, als sie längst von anderem gesprochen hatten, hörte er sie noch einmal murmeln: „Ja, die Bleichsucht — die alte Bleichsucht!"

Am Abend waren sie zu Behrents geladen; der Geburtstag von Frau Trude sollte im Grasgarten hinter'm Haus gefeiert werden. Sämtliche Stuben waren nicht groß genug, um die Freunde zu fassen;

ein Schuster hatte sich das Haus gebaut, es war nicht für einen Beamten mit einer munteren Frau und vielen guten Freunden berechnet. Ein Glück, daß der Geburtstag in den Sommer fiel, und der Grasgarten niedergetrampelt werden konnte.

Mit Lachen und Scherzen schmückte sich Maria zum Geburtstagsfest. Schön und heiter war sie in dem hellen duftigen Kleid mit dem Rosenstrauß an der Brust. Ihr Mann ruhte nicht, bis sie den angesteckt hatte; er selbst schnitt ihr die Rosen im Garten ab und wählte lange, keine Blüte war ihm vollkommen genug. Sie waren dabei herumgelaufen, hatten sich geneckt und gejagt, bis sie ihm atemlos in die Arme fiel. „Wie dein Herz klopft," hatte er gesagt. „Vor Glück, vor lauter Glück."

In der Gesellschaft bei Behrents war Maria der Mittelpunkt; sie nahm jede Huldigung mit einer lächelnden Freude auf. Schöller sah, wie man sie bewunderte; er selbst hatte sie nie so reizend gefunden wie heut, ein ungeheurer Stolz erfüllte ihn. War das noch das zarte, etwas scheue Mädchen mit dem entrückten Blick und dem ängstlich durchsichtigen Teint? Strahlend von Frische saß sie im Kreis der Frauen. Zwei blutjunge Mädels in weißen Kleidern mit blauen Schärpen hatten sich rechts und links an sie gedrängt und bewachten sie mit eifersüchtigen, huldigend schwärmerischen Blicken. Frau Trude kam alle Augenblicke gelaufen und drückte in ihrer Herzensfreude der jungen Frau einen Kuß auf die Wange. „Sie ist entzückend," sagte sie enthusiastisch

zu Schöller, „und so vergnügt! Nein so vergnügt! Sie sind ein glücklicher Mann!“

Sie hatte recht, Maria war vergnügter als je in ihrem Leben. Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß sie mit ihrem Mann unter vielen Menschen war; sie hatten auf der seligen Insel gelebt, nun plötzlich waren sie wieder da in der Welt. Aber sie brachten einen Strom von Frische mit, von Glück; es drängte sie, andre damit zu überschütten. Das eigne Glücksempfinden machte sie liebenswürdig; wenn sie auch nicht miteinander sprachen, ihre Blicke trafen sich, magnetisch angezogen, sie nickten sich zu, um sich dann mit doppelter Hingebung dem Gespräch mit andern zu widmen. Man war allgemein einig: Schöllers seien charmante Leute. Sie selbst fühlten den Beifall, den man ihnen zollte, sie freuten sich dessen, stolz aufeinander. Maria bemitleidete alle Frauen und Schöller alle Männer; hatten sie doch alle nicht das gleiche, jubelnde, große Glück.

In dem einfachen Garten strömte das Gras einen frischen Duft aus, der Regen von gestern feuchtete noch die Wurzeln. Die Pflaumenbäume mit den krüppligen Stämmen saßen voll von winzigen grünen Früchten; regte der Abendwind die Zweige, so schütteten die herunter. Sie fielen auf Marias Haar, in ihren Schoß. Lachend nahm sie eins der grünen Früchtchen und schnellte es nach ihrem Mann. Sie wechselten einen raschen zärtlichen Blick, und dann saß Maria eine Weile ganz still und folgte ihm mit den Augen. Seine kräftige Gestalt überragte die meisten, jetzt ging er davon, die lustige

Frau Behrent am Arm; man sprach von Tanzen. Ein kinderreiches Ehepaar hatte einen Leierkasten zu Hause; den wollte man holen, nach seinen Klängen auf dem Grasplatz tanzen. — Allgemeines Durcheinander, allgemeine Fröhlichkeit.

Die Lampions zwischen den krüppligen Pflaumenbäumen flammten auf — tanzen, tanzen! Die jungen Mädchen liefen hin und her wie aufgescheuchte Vögel. Maria saß ganz ruhig, vor ihren Augen verschwammen die Bäume, die Lampions, die Menschen; sie war allein mit einem unbestimmbaren, überwältigenden Glück, sie hätte aufschreien mögen. Das Gefühl wurde stärker, so stark, daß es an Angst grenzte; ihr Herz schlug hart gegen die Rippen, es dehnte sich und weitete sich und füllte sie ganz und gar aus. Es wurde ihr seltsam eng, sie griff sich nach der Brust, nach der Kehle. — —

‚Denke dir, mein Liebchen,
Was ich im Traume gesehn‘ —

Das waren die Worte zu der Melodie, der Leierkasten quietschte schon; Behrent drehte ihn mit wahrem Enthusiasmus. Die Backfische in den weißen Kleidern tanzten, ihre Schärpen flatterten. Der ganze Garten drehte sich, der Himmel auch mit den Sternen dran — alles rundum, alles rundum. Schöller stand plötzlich vor seiner Frau.

„Komm, Maria, tanze mit mir!“

„Ich kann ja nicht,“ sagte sie wie aus dem Traum heraus.

Er umschlang sie schon. „Mein, mein,“ flüsterte er und preßte sie, daß ihr der Atem verging. Sie wirbelten über den Rasen.

Der Rasen schien unter den Füßen nachzugeben man fühlte nicht, auf was man trat; die Lampions irrten wie bunte Blitze vorüber, die ganze Welt versank, — weg, — Garten, Menschen, alles hinab in's Bodenlose — nur sein Arm, seine Brust, seine Nähe einziger Halt. Sie klammerte sich an, sie keuchte: „Hör' auf!“ Er hörte sie nicht, er gab sich ganz der Lust hin, sie im Arm, zu tanzen, zu tanzen.

Laue Luft, fröhliche Menschen — Lachen, Leierkastengedudel — sie drückte die Augen zu. Lieber nichts mehr sehen — alles schwarz rundum, ganz schwarz, von blendenden Schlangen durchringelt. Sie kamen näher, umwanden die Glieder — ein furchtbarer Druck auf der Brust, ein grenzenloser Ekel, es stieg in die Kehle und würgte — Luft, Luft — —

‚Denn so wie du
So lieblich und so schön —‘

Behrents Tenor schmetterte drein.

„Ist dir nicht wohl?“ fragte Schöller und hielt an, ihre Gestalt war schwer in seinen Armen geworden.

„Ganz wohl!“ Sie strich sich über die Stirn. „Ich bin das Tanzen nur nicht gewöhnt. — Lieber Mann!“ Sie flüsterte es mit heißem Nachdruck und hielt seine Hand fest.

Sein Mund streifte verstohlen ihre Wange. „Meine Maria! Bist du glücklich?“

„Ja, ja, ja, glücklich" — sie zitterte und schmiegte sich an ihn — „glücklich — bis zum Tod!"

Der Leierkasten quietschte längst andre Melodien. Behrent schwang seine Frau, man hatte ihn abgelöst, der Arm war ihm lahm geworden. Das Gras war niedergetreten und hauchte, zerquetscht, den letzten feuchten Atem aus. Die Pflaumenbäume standen still und hielten ihre Früchte fest. Kein Abendwind mehr — Nacht.

Schöller und Maria tanzten nicht mehr, sie hatten sich weiter in den Garten hinein verloren, fort von den andern. Da war ein schmales Pfädchen zwischen Gemüsebeeten, das gingen sie auf und ab; sie mußten sich dicht aneinander drängen, feuchte Ranken schlugen um ihre Füße, aus den gedüngten Beeten stieg ein erdiger, fetter Geruch.

„Tritt nicht auf's Beet, Fritz," sagte sie, „hier sind junge Pflanzen, du trittst sie tot!" Sie bückte sich und verwischte emsig seine Fußspur. „Ach, das arme kleine Ding hat was abgekriegt, ich kann's nicht recht sehen, aber ich will es Behrent sagen, daß er morgen nachguckt. Fritz," sie richtete sich auf und legte ihm die erdfeuchte Hand an die Wange: „Ob Pflanzen sich auch so freuen können wie wir? Ich glaube. Und ob sie sich eben so fürchten, wenn sie sterben müssen aus ihrem Glück heraus — mitten heraus? Ich glaube wohl!" Sie seufzte.

„Warum du an Sterben denkst?!" Er sagte es fast gereizt, unruhig. „Wenn die an Sterben denken, die müde vom Leben sind, dann ist es begreiflich. Aber wir

— wir?!“ Er hob ihr Gesicht zu sich auf und suchte es mit seinen Blicken zu durchdringen: „Wir denken nicht an Sterben, mitten im Glück!“

„Erst recht. Da fürchtet man immer. Aber nein —“ sie reckte sich auf den Zehen und küßte ihn auf die Stirn — „ich will die Falte da nicht sehen. Es ist ja auch nur so hingeredet, ich bin so froh, so lustig — ja, so über die Maßen froh — du, du, du — ich bin die glücklichste Frau auf der ganzen weiten Welt!“ Sie machte einen kleinen Sprung.

„Frau von Schöller! Herr von Schöller! Herr Amtsrichter! Frau Maria!“

Fröhliche Stimmen riefen nach ihnen, die Backfische kamen gelaufen und hingen sich an Marias Arme. Sie eilte mit ihnen vorauf; wie drei große Schmetterlinge flatterten die hellen Gestalten. Als sie in den Lichtkreis traten, hatte Maria glühende Wangen und glänzende Augen. Die Kinder bettelten um eine Rose, sie drehte sich lachend hin und her, auch andere kamen und baten; zuletzt hielt Frau Trude sie in einer Umarmung fest. Sie war so recht der Mittelpunkt, bewundernde Blicke folgten ihr, leichtfüßig, wie beschwingt ging sie, sie scherzte, lachte; erhöhte Lebensfreudigkeit in ihrem Wesen, in jedem Wort, in jedem Blick! Ein volles Sich-freuen, ein volles Erfreuen und Jugend und Liebe und Schönheit!

Es war lange nach Mitternacht, als sie heimgingen. Auf der Straße noch Abschiednehmen, Stimmen-

gewirr, ein heiteres Durcheinander. Jetzt gingen sie allein. Er hatte sie am Arm, sie hing sich schwer an.

Rechts und links waren die Häuser finster, die Thüren verschlossen, von gähnendem Dunkel die Gärten verschluckt. Auf dem Pflaster hallten die Tritte hohl. Ihre Schritte wurden langsamer, erschöpft blieb Maria stehen. Es war heiß, sie wischte sich den Schweiß ab. Kein kühler Nachtwind, der Blütenduft mitbrachte; die Luft dick.

„Ich bin so müde,“ seufzte sie. Sie schleppte die Füße nach.

Endlich standen sie vor'm Gartenthor. Im Haus kein erleuchtetes Fenster, schwarz lag's und öde. Die Lampe war ausgebrannt. Zwischen den Büschen hing die Luft schwer und matt. Ein schwüler Hauch traf ihre Stirn.

Der Frühling war vergangen, der Sommer da, sie hatten es nicht gemerkt. —

Schöller wachte auf nach einem wunderschönen Traum — wie war der doch gewesen?! Er konnte sich nicht mehr besinnen, er war schön, sehr schön; ein Gefühl höchster Befriedigung, höchster Freude war ihm geblieben. Wohlig dehnte er sich und streckte die Glieder lang; er dachte an gestern abend, eine Empfindung tiefinnerer Wonne durchrieselte ihn. Sie hatten getanzt, gelacht; müde waren sie nach Hause gegangen, er hatte ihr die Rosen von der Brust genommen und die Nadeln aus dem Haar gezogen. In seinen Armen war sie eingeschlafen, ihr Kopf lag an seiner Brust; er hatte

sie sorgsam gehalten, wie man ein Kind hält, die Wärme ihres Körpers strömte in ihn über — sein ganzes Glück, sein höchster Schatz — er wagte nicht sich zu rühren, kaum zu atmen. Der Schlaf wollte nicht kommen, das Glücksgefühl hielt ihn wach; ihr gleichmäßig tiefes Atmen lullte ihn endlich ein.

Und nun ein neuer Tag zu neuem Glück! Sich die Augen reibend, richtete er sich auf — schlief sie noch? Dann wollte er sie mit einem Kuß wecken, ihr aus dankerfüllter froher Seele den Morgengruß bieten. Er blinzelte zur Seite, da saß sie aufrecht in ihrem Bett, ohne sich zu rühren, die Kniee hochgezogen, die Arme darum gelegt und den Kopf tief gesenkt.

„Guten Morgen, Maria!“

Stumm und starr wie aus Stein saß sie da.

Er faßte nach ihrer Schulter. Kalt fühlte sich die an. „Gut geschlafen?“ Sie rührte sich nicht.

„Maria, schläfst du noch? Was hast du, Liebchen? Maria, Maria!“ Er rüttelte sie, von plötzlicher Unruhe erfaßt. „Gieb doch Antwort, Maria, hörst du mich denn nicht?“

„Ich höre dich wohl.“ Sie veränderte ihre Stellung nicht, es war, als ob nicht sie, sondern ein anderer spräche.

Seine Schlaftrunkenheit war plötzlich verflogen, es war etwas Seltsames, Schreckliches in dieser fremden tonlosen Stimme. Der Atem stockte ihm: „Was hast du, Maria, um Gotteswillen, was ist dir?!“ Er suchte ihre verschlungenen Hände zu lösen, ihre starre Gestalt

an sich zu ziehen; leblos ruhte ihre eisige Hand in der seinen.

„Gieb Antwort! Maria, Maria!“

„Ich sterbe,“ sagte sie mit einer furchtbaren Anstrengung, ruhig zu bleiben; die Zähne schlugen ihr aufeinander, jedes Wort kam abgerungen, gleichsam auf einen Ruck. „Nun ist — alles — Glück aus. Ich weiß — ich fühle — hörst du — Fritz!“ Sie schrie plötzlich laut auf und packte ihn gewaltsam an. „Ich — ich muß sterben wie“ — ihre Zähne klapperten laut, Schauer auf Schauer ging durch ihren Körper; sie bäumte sich in seinen Armen: „Wie Lora!“

* * *

„Da ist ein Brief von Tante Clotilde,“ sagte Schöller und trat in das Zimmer seiner Frau. Sie lag auf der Chaiselongue, lang ausgestreckt auf dem Rücken, die Augen starr gegen die Stubendecke gerichtet.

„Hörst du nicht, Maria?“ Er trat dicht zu ihr und streichelte sanft ihre Hand. „Sie schreibt, sie will herkommen; sie ist beunruhigt, weil sie gar nichts Direktes von dir hört.“

„Nein, nein!“ Maria schob langsam die Füße zur Erde. „Nein!“ Sie stand plötzlich und streckte abwehrend die Hände aus. „Ich mag sie nicht sehen, sie soll nicht herkommen.“ Ein menschenfeindlicher Zug trat in ihr Gesicht: „Ich will allein sein. Ich mag niemand.“

„Auch mich nicht?“ lächelte er und strich ihr beschwichtigend über die Wange. „Du mußt ihr schreiben, Maria! Sie beruhigen. Schreibe heut noch oder spätestens morgen.“

„Ich —?“ Sie schüttelte finster den Kopf. „Ich schreibe nicht; was soll ich schreiben? Schreib' du, sag', was du willst. Schreib': ich hätte — ich hätte mich in den Finger geschnitten; schreib': ich hätte viel zu thun; schreib' —“ Ihre Augen rollten umher, sie suchte nach einem neuen Vorwand. „Ach, ich bin so dumm geworden, ich kann nicht einmal mehr denken — ja, ja, schreib' alles, was du willst. Nur nicht herkommen! Und — nein, ich kann nicht schreiben!“ Sie ließ sich wieder auf die Chaiselongue sinken und schloß die Augen.

„Maria — Liebling!“ Er beugte sich über sie.

„Ja, du,“ sagte sie langsam, „dich will ich. Dich will ich noch!“ Sie sprach nicht weiter, ihre Stimme klang müde. Die Lider hoben sich nicht; sie schien schlafen zu wollen.

Leise schlich er hinaus. In seiner Stube wollte er an Tante Clotilde schreiben; er wußte auch nicht wie und was. Lange saß er und starrte auf den Briefbogen und dann über den Schreibtisch weg zum Fenster.

Da lag der Garten, herbstlich angekränkelt, die dichten Büsche gelichtet, an den Bäumen wehende, braungelbe Blätter.

Er seufzte und fuhr sich durch's Haar, an den Schläfen zogen sich einzelne graue Fäden durch das dunkle Blond. Der Reif war rasch gekommen; es war ein kurzer Sommer gewesen.

Schöllers Augen blickten trüber. Wie verändert der Garten! Und doch waren das noch dieselben Wege, dort hatten Nachtigallen gesungen und Rosen geblüht. Jetzt schien die Sonne bleich, sie hatte keine Kraft mehr, alles zu vergolden; der Winter war nicht mehr fern. Graue Tage, schwarze Nächte — aber dann endlich, endlich ein Lenz, neues Leben, neues Glück!

Gott sei Dank! Er atmete wie von einem Druck befreit. Ja, es wurde wieder gut, es mußte gut werden! Hatte Doktor Jung nicht versichert, daß alles normal und nichts zu befürchten sei? Marias Todesahnungen seien Hirngespinste, bei Frauen in diesem Zustand nicht ungewöhnlich.

Er hatte dem Arzt nicht zu sagen gewagt, daß diese Ahnungen keine Folge des augenblicklichen Zustandes waren; eine gewisse Scheu hielt ihn zurück. Wie konnte er dem fremden Mann gestehen, was in den ersten Monaten ihre Ehe mit gespenstischem Flügelschlag überschattet, sie von einander getrennt gehalten hatte?

Niemand würde ihn verstehen.

Es ging Schöller kalt über den Rücken, unruhig zwirbelte er seinen Schnurrbart; er war nervös geworden. O diese Tage, diese Nächte! Blaß, einsilbig lag sie in ihrem Bett; wenn er das Licht löschte, traf

ihn ein letzter angstvoller Blick, er wußte, sie schlief nun nicht, sie starrte weit offenen Auges in's Dunkel. Dann zog er sie an sich; still duckte sie sich an seine Brust. Er glaubte, sie sei schon eingeschlafen, ihr Atem ging tief und regelmäßig; da plötzlich — sie zuckte zusammen, von jähem Schreck befallen, ihre kalten Hände klammerten sich um seinen Hals, sie wimmerte im Halbschlaf. Er zog sie noch fester an sich, er sprach tröstend wie zu einem Kind, er erschöpfte sich in Liebkosungen; sie erwiderte keine, wie ein welkes Blatt hing sie in seinen Armen. Und schlief sie endlich wirklich, dann bewachte er jeden Atemzug, schreckte auf, wenn sie sich nur regte, lag wach und grübelte, hin- und hergerissen zwischen Furcht und Hoffnung. Es waren unerquickliche Nächte, die mit ihren schleichenden Stunden müde Linien um den Mund zogen und Falten auf die Stirn.

Und die Tage waren nicht minder freudlos.

„Kommen Sie nicht, verehrtes Tantchen," schrieb Schöller an Fräulein Clotilde, „Maria ist augenblicklich etwas nervös und bedarf der Ruhe. Die Ursache dieses Befindens ist jedoch durchaus keine krankhafte; machen Sie sich nur keinerlei Sorge, ich hoffe —" er hielt inne und blickte nachdenklich auf die Schriftzüge, lügen wollte er doch nicht, er konnte nicht schreiben: in wenig Wochen wird sie ganz hergestellt sein, er schrieb: „ich hoffe, bald wird ein Brief von Marias eigener Hand Sie überzeugen, daß Ihre Befürchtungen grundlos sind."

Er schloß das Couvert; den Brief in der Hand ging er hinüber zu Maria. Er ließ sie nie lange allein, eine seltsame Unruhe trieb ihn immer wieder zurück; in Schweiß gebadet kehrte er oft von seinem Bureau nach Haus. Sie lag noch in derselben Stellung, in der er sie verlassen, ihr Morgenrock hing in den gleichen, schlaffen Falten auf den Teppich; man sah's, sie hatte sich nicht geregt.

„Liebling, willst du mich nicht ansehen?"

„Ja, dich wohl," murmelte sie, „aber" — die Lider preßten sich wieder fester zu — „aber sonst nichts. Laß sie mich zuhalten. Ich mag nichts sehen." Sie legte die Hand über die Augen.

„Das geht nicht," sagte er ernst und zog ihr sanft die Hand herunter, „du machst dich krank! Immer dies Liegen hier im Zimmer auf der Chaiselongue, das Grübeln, es kann dir nicht gut thun. Geh doch in den Garten, um die Mittagszeit ist es noch ganz schön; Astern blühen auch noch, du würdest dich freuen."

„Astern sind Totenblumen!" Ein bitteres Lächeln verzog ihren Mund.

„Maria!" Er sagte es vorwurfsvoll.

„Sei nicht böse." Ohne die Augen aufzuschlagen, richtete sich sich halb auf und bot ihm den Mund zum Kuß, „ich kann nicht dafür. Fritz," leidenschaftlich und laut sprechend verfärbte sie sich, „Fritz, ich kann nicht anders. Glaub mir doch, ich möchte so gern froh sein, gern noch die kurze Zeit genießen, aber ich kann nicht,

ich bin keine Heldin, ich —" jetzt öffnete sie die Augen weit und sah ihn verzweifelt an. „Glaub mir doch, es liegt auf mir wie eine Berglast; ich bin unglücklich." Sie weinte.

Er streichelte ihr Haar und zog sie näher zu sich, bis ihre Stirn an seiner Schulter ruhte. Sie saßen beide stumm; draußen ging mit plötzlichem Aufbrausen der Herbstwind vorbei und warf eine handvoll dürrer Blätter an's Fenster.

Sie klagte leise: „Hörst du, wie's saust? Nun ist der Sommer vorbei, er hat alles mitgenommen, was uns freute. Nun kommt der Winter," sie schauerte und drückte die Stirn fester gegen seine Schulter. „In den langen dunklen Nächten wandern Geister und ängstigen einen — Fritz, Fritz," sie schrie heftig auf und warf beide Arme um seinen Hals, „ich mag nicht sterben, es war so schön! Es bäumt sich in mir, es wehrt sich was: ich will nicht! Und dann fällt doch der furchtbare Druck auf mich mit seiner ganzen Berglast: du mußt!" Ihre Stimme wurde leiser, sie rutschte mit dem Kopf immer tiefer an seiner Schulter. „Es war doch so schön!"

„Es wird auch wieder schön." Seine Stimme klang fest in ihr Gejammer hinein. „Nur Mut, Maria! Du bist doch nicht die einzige, so viele Frauen sind in derselben Lage, zarter als du, nicht so behütet, sie überstehen's, sind gesünder als jemals vorher. Ja, ja," er redete sich selber beruhigend zu, „warum sollen wir uns ängstigen? Ja, ja — natürlich — du bist ja ganz gesund, sagt der Doktor — warum nur ängstigen?"

„Ja, die!" sagte sie langsam. Mechanisch ihr Kleid glättend, stand sie auf. Schleppenden Schrittes ging sie vor ihm hin und her. „Du weißt nicht, wie das ist. Wenn es so auf einen fällt, schwer wie Blei, die Gedanken quetscht es einem aus dem Kopf; man wird dumm, ganz dumm, so seltsam benommen. An die Welt denkt man gar nicht, es ist, als lebte man nicht mehr drin. Man denkt nur an sich und an das, was über einem schwebt — ein unabwendbares Schicksal. Man möchte entrinnen und kann doch nicht. Man ist wie ein Verurteilter, der auf seine letzte Stunde harrt; der weiß auch nicht, soll er die herbeisehnen oder noch lange, lange hinausgeschoben wünschen. Es ist soviel Qual dabei. Ja, die andern," sie ging rascher, und ein Strahl von Hoffnung belebte ihr Gesicht, „wenn es mir noch ginge wie denen! Vor den Schmerzen fürchte ich mich nicht so sehr, wenn ich nur Hoffnung hätte! Aber ich habe keine." Schlaff ließ sie die Arme hängen. „Weißt du, nachts im Schlaf vergeß ich's manchmal — o die schönen Träume! — Aber dann auf einmal lispelt mir jemand was in's Ohr, ich wache auf, ach und der Schreck, der ist so furchtbar. Du fühlst es, wie ich zusammenzucke, nicht wahr?"

„Ja," er nickte und sah sie besorgt an. „Ich will noch einen Spezialisten aus Berlin kommen lassen, ich will mich nicht dabei beruhigen, was der Arzt hier sagt. Wenn der berühmte Mann dir sagt, das du ganz gesund bist, wirst du's eher glauben. Du bist gesund, du stirbst nicht — Maria —" er zwang sich zu einem Lächeln,

„Maria, meine Maria, du stirbst nicht — es ist schrecklich, das auszusprechen, nur dran zu denken!“ Er fuhr sich über die heiße Stirn und sprang auf.

Sie nickte und sah ihn an. „Es ist auch schrecklich. Manchmal, wenn es ganz schlimm ist, dann verwünsche ich dich und mich. Weißt du noch, in der Laube, da sagte ich dir's, da versprachst du mir — vergessen —“ sie wischte mit der Hand durch die Luft — „wir haben es vergessen. O, wir — wir —“ jammernd ließ sie sich auf die Chaiselongue fallen und verbarg das Gesicht in den Kissen. —

Er wollte sie umfassen, sie stieß ihn zurück.

„Weg! Du hast dein Versprechen nicht gehalten, nun muß ich sterben!“ Ihr Körper zuckte.

„Du bist ungerecht —“ er sah finster auf sie nieder. Sie hob den Kopf nicht. „Maria — ungerecht!“ Traurig ging er hinaus.

Am Abend bat sie ihn unter Thränen um Verzeihung. „Ich bin ungerecht, ich weiß nicht mehr, was ich thue.“ Er saß an seinem Schreibtisch, sie kam und kauerte sich auf den Teppich vor ihm nieder. Er wollte sie aufheben, schwer sank sie wieder zurück. „Laß mich nur!“ Näher rutschte sie an ihn heran und lehnte sich gegen seine Kniee. „Ich mag nicht allein sein. Hörst du, wie der Wind heult! Es klingt wie Stimmen!“

Es wehte stark um's Haus. In den alten Bäumen fegte laut der Wind, dann setzte er sich im Schornstein fest und pfiff langgezogen und leise. Es klang kläglich.

„Ich höre sie wohl,“ flüsterte sie heimlich und sah mit matten Augen starr geradaus. „Mein Gott, Fritz,“ sie fuhr plötzlich zusammen und klammerte sich mit beiden Armen an ihn, ihr Flüstern wurde noch heimlicher. „Hast du's gehört? — Jetzt — jetzt — pst!“ Sie legte den Finger an die Lippen.

„Es ist der Wind. Unten muß die Hausthür aufgesprungen sein. Laß mich,“ er machte sich von ihr los, „ich will nachsehen.“

„Nein, nein,“ sie hielt ihn fest, „sie kommen die Treppe herauf, sie — o nein. Gott, was red' ich denn — Unsinn — aber ich fürchte mich!“ Sie sah wirr um sich, als suche sie ein Versteck, dann verbarg sie den Kopf in seinem Rock.

Schöller war in tiefster Seele erschrocken; ihre überreizte Phantasie machte ihm bange. Er fühlte, wie sie zitterte, und dieses Zittern, er mochte wollen oder nicht, teilte sich ihm mit. Sie mit der einen Hand fest an sich drückend, öffnete er mit der andern die Thür — nichts auf dem Gang, alles so ruhig, abendlich still. Er rief nach dem Mädchen, das antwortete unten aus der Küche; nicht einmal die Hausthür war auf.

„Siehst du nun wohl, es war gar nichts, der Wind pfeift. Haha —“ er versuchte zu lachen, aber es war ein nicht von Herzen kommendes, verstimmtes Lachen. „Wie kann man ein so furchtsames Häschen sein?“

Sie sah noch immer mit entsetzten Augen drein.

„Nun komm,“ bat er, „sei ruhig!“ Sie auf dem Schoß haltend, strich er ihr die verwirrten Haare aus

der Stirn. Das Haar hatte jetzt keinen Glanz, sie pflegte es schlecht. „Aber ich will morgen noch nach Berlin schreiben — entweder wir fahren hin, oder der Professor kommt her; das geht so nicht weiter. Nicht wahr, meine Geliebte,“ er küßte sie, „meine süße Maria, es wird dich beruhigen, ja, es wird uns beruhigen, wenn der Mann sagt, daß nichts zu befürchten ist.“

„O, der kann viel sagen, aber ob's wahr ist?“ Sie zuckte die Schultern.

„Es muß etwas für deine Nerven geschehen. Paß auf, Liebling, bald wird's besser. Er wird dir helfen.“

„Mir kann niemand helfen.“ Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und rang die Hände.

„Maria!“ Er war ernstlich erzürnt, im Innersten verstimmt. Immer diese hoffnungslose Resignation, diese Mutlosigkeit! Es war zum Verzweifeln! Es wurde ihm schwer, einen ruhigen Ton beizubehalten. „Ich bitte dich, Maria, sei nicht so — so — nein, es ist unrecht von dir, zu verzagen — warum? Du hast keinen Grund. Und du thust mir weh!“ Er stützte traurig den Kopf in die Hand.

Sie berührte seine gesenkte Stirn. „Laß den Mann nicht kommen — ich sage dir —“ sie sprach leise, merkwürdig feierlich, wie einer, der sich selber zum Opfer darbringt, „ich sage dir, er wird mir nicht helfen, er kann mir nicht helfen. Nein, nicke nicht mit dem Kopf, nein, du sollst nicht —“ sie wurde ungeduldig — „du weißt nicht, was ich weiß. Mir ist nicht zu helfen. Gut' Nacht!“ Langsam, wie eine automatische Figur,

ging sie zur Thür. Ihre Füße hoben sich nicht, sie schoben nur voran.

„Maria, Maria!“ In ungewöhnlicher Erregung rief er hinter ihr her. Sie drehte sich nicht mehr um; ohne auch nur den Kopf zu wenden, ging sie hinaus.

Er war allein. Unablässig ging er in der Stube auf und nieder; ein schmerzliches Vibrieren aller Nerven ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. In seinen Körper war etwas gegossen, eine seltsame Unruhe, eine wunderliche unbestimmte Furcht. Er fühlte ihren Blick auf sich ruhen, diesen Blick eines Abscheidenden, der schon mit einem Fuße jenseits steht. Ihr Auge war groß und dunkel, aber jetzt ohne Leben, in stumpfem Braun. Es bohrte sich in den Gegenstand hinein, den es anblickte, ohne ihn zu sehen.

Sollte es wahr sein? Hatte sie recht, schwebte der Schatten des Todes schon auf ihrer jungen Stirn?

Nein, Thorheit, es konnte, es durfte nicht sein! In namenloser Unruhe schritt Schöller hin und her, sein Schritt wurde immer hastiger, mitunter trat er an's Fenster und preßte die klopfende Stirn an die Scheiben. Stürmische Regennacht, Windeheulen. Mit Seufzen blickte er hinauf, da war alles dick und verhangen, ohne Stern. Ihn graute, eine stumpfe Freudlosigkeit schwebte draußen wie drinnen. Zum ersten Mal beschlich ihn eine große Verzagtheit. Er wandte sich ab, setzte sich in einen Winkel und verbarg das Gesicht in den Händen.

Herbstnacht. Draußen heulte der Wind weiter, ächzte um's Haus, trieb kranke Blätter durch die Gartensteige

und jagte die Natur dem Winter entgegen, unaufhaltsam, immer weiter, weiter zum Tode.

* * *

Leichter Flatterschnee fiel nieder und zerschmolz in Pfützen. Tante Clotilde war angekommen. Mit Pelzkragen und Muff und Fußsack und langem Reisemantel. Kühlewein half ihr aus dem Wagen; sie hatte ihn mitgebracht; das Schweigen der Nichte war ihr zu auffällig, die war gewiß krank.

„Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich,“ sagte Kühlewein, als sie in den Hausflur traten.

„Ich will sehen, was sie macht. O mein Gott, mein Gott, mir ahnt Unheil! Es ist etwas passiert!“ zeterte die alte Dame.

Marie kam ihnen an der Treppe entgegen, das Geräusch des Wagens hatte sie aus dumpfem Brüten aufgeschreckt. Sie sah bleich und verstört aus; das Kleid saß ihr unordentlich. Sie zeigte weder Schreck noch Freude.

„Tante Clotilde, du?“ Sie reichte eine kalte Hand und dann auch die Wange zum Kuß. Da war keine Verwunderung, keine Frage: „Warum kommst du?“ Gleichgültig, als sei es ein alltäglicher Besuch, führte sie die Angekommenen in's Zimmer. Doktor Kühlewein verwandte keinen Blick von ihr, er nickte dem Fräulein verständnisinnig zu. Diese errötete und ein verängstigter Ausdruck trat auf ihr Gesicht. Schöller kam nach einer

Viertelstunde nach Hause. Als er eingetreten war und Maria für einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, brach Tante Clotilde in Thränen aus.

„Kühlewein meint, Kühlewein denkt — o es ist schrecklich!“ Sie hob die gefalteten Hände. „Wenn ihr nur nichts passiert! Wenn es ihr nur nicht geht wie Lora, o Gott, und ihre Mutter ist auch —“

„Ich bitte Sie, liebe Tante!“ Auch das noch, Schöller wurde dunkelrot.

„Ich muß Sie bitten, mich mit diesen Reminiscenzen zu verschonen, Maria denkt so wie so schon zu viel daran. Ich“ — er fuhr sich nervös mit der Hand über's Gesicht, „kann's nicht mehr ertragen. Verzeihen Sie!“ Er sprang auf und ging mit großen Schritten hin und her. „Sie können meine Reizbarkeit nicht begreifen; seien Sie nur erst ein paar Tage hier. Wo bleibt denn Maria?“ Er wandte sich unruhig zur Thür. „Maria,“ rief er, „komm, mein Herz, wo bleibst du?“ Als sie nicht kam, ging er hastig hinaus.

Tante Clotilde und Kühlewein sahen sich an. „Wie sieht sie aus,“ ächzte das Fräulein, „ganz verändert, sie ist nicht glücklich! O mein Gott, und sie wird's nicht überleben — und mir nichts zu schreiben! Es ist unerhört, mich ahnungslos zu lassen! Man ist ja an Leiden gewöhnt.“

„Er ängstigt sich um sie,“ sagte Kühlewein, „kein Wunder. Bei den unglücklichen Constitutionen der Familie. Hm, hm!“ Er strich sich bedenklich das glattrasierte Gesicht.

„Ich hätte es nie zugeben sollen. Mir ahnte es ja! Wie sieht sie aus, ganz entsetzlich!“

„Und er hat graue Haare!“

„O schrecklich, schrecklich, meine Ahnungen!“

„Hm, hm, sehr bedenklich!“

Sie saßen wie geduckte Hasen, die der Pfiff des Jägers in's Stoppelfeld jagt.

Endlich kam das Ehepaar wieder. Schöller hielt Maria an der Hand; sie hatte nicht kommen wollen. Im Winkel der Schlafstube hatte er sie gefunden, die Augen zugepreßt, mit den Händen die Ohren zuhaltend.

„Ich komme nicht. Warum sind sie da? — Laß mich, nein, ich will nicht, sie quälen mich auch. O lieber Fritz, laß mich doch — laß — nein!“

„Du mußt!“ Er hatte fest ihre Hand gefaßt und sie von dem niedrigen Stuhl aufgezogen, wie man ein eigensinniges Kind zwingt. Er gab sich Mühe, streng zu sein, und doch pochte sein Herz in einem grenzenlosen Mitgefühl; er sah, sie litt und er litt mit ihr.

„Komm doch, komm mein Liebling!“ Den Arm um ihre Schultern legend, führte er sie fort; drinnen bei den anderen hielt er ihre Hand fest, sie mit ermutigendem Druck pressend.

Sie nahm sich zusammen, sie that freundlich mit der Tante und dem alten Freund, aber ihre Rede hatte etwas Geistloses, man merkte es, die Gedanken waren nicht bei dem, was sie sprach. Ihre Augen blickten ohne Interesse, sie sahen in weite Ferne.

Am Abend sprachen die beiden Männer miteinander. Kühlewein hielt mit seinen Besorgnissen nicht zurück, er war angesteckt von Fräulein Clotildens Angst. Es war eine Qual für Schöller ihm zuzuhören. Mit verstecktem Ingrimm sah er dem andern in das fein verschrumpelte Altweibergesicht. Mit Mühe nur blieb er höflich. Ungern willigte er ein, daß Kühlewein am andern Tag mit dem behandelnden Arzt eine Conferenz haben sollte. Dieser, ein noch jüngerer, energischer Mann, nahm den Fall durchaus nicht tragisch, seine Gegenwart ging stets wie ein erfrischender Hauch durch die verdüsterten Stuben — aber hatte er auch recht, nahm er's nicht zu leicht? In Schöller stiegen Zweifel auf; Kühlewein kannte Maria lange, er hatte ihre Constitution schon immer eine schwache genannt — wenn er recht hätte! Peinvolle Gedanken durchschüttelten ihn Er lag lange im Bett und konnte nicht einschlafen, er war wie auf die Folter gespannt. Neben ihm stöhnte Maria im unruhigen Schlummer, sie warf sich schwer hin und her, daß die Bettstatt knackte. Er zündete Licht an und sah auf sie nieder. Ihre geraden dunklen Brauen waren gespannt hochgezogen, eine tiefe Falte hatte sie über der Nasenwurzel, um die Mundwinkel stahlen sich zwei feine schmerzvolle Linien abwärts.

Die Kerze brannte mit langer Schnuppe, flackerte und züngelte und warf trübe, gelbe Lichter auf das blasse Gesicht. Die Wangen waren nur noch schwach gerundet, die Nase mit den zierlichen Flügeln schien vortretender als sonst; die Haut gespannt, ohne samtigen Schmelz. Die

Schönheit war sehr verwischt und die Jugendlichkeit auch. Eine schmerzliche Zärtlichkeit erfaßte den Mann. Er konnte es nicht lassen, ganz leise flüsterte er: „Maria" und berührte mit seinen Lippen ihre Lippen.

Sie öffnete die Augen ohne zusammenzuschrecken; mit erhöhtem Glanz richteten sie sich auf ihn. „Du?" sagte sie freundlich. „Ich glaubte, der Tod hätte mich geküßt. Du mußt wissen, als du so lange bei Kühlewein bliebst, unterhielt ich mich mit Gott: was ich heut nacht träumen würde, das sollte wahr sein. Ich träumte von unserem Kind, es lag dort am Schrank in der Wiege und hatte schöne blonde Haare; ich freute mich, du nahmst es auf den Arm, da kam der Tod, ich fühlte seinen kalten Hauch. Aber es war nicht schrecklich, ganz schön. In der Ferne sangen sie: ‚Vorüber, ach vorüber, geh, wilder Knochenmann, ich bin noch jung, geh lieber' — aber ich sang nicht mit. Er bückte sich zu mir, er war sehr groß, und küßte mich, so sanft, so — ich wachte auf — du warst's!"

„Geliebter!" sie warf sich in seine Arme, „wenn's wahr wäre, wenn ich wirklich so sanft sterben könnte! Ach, nur nicht die Qual wie Lora und so lange krank sein wie meine Mutter. — ‚Vorüber, ach vorüber, geh wilder Knochenmann'" — sie zupfte träumerisch an seinen Haaren, — „nein, nein, ich hab' mich nun drein gefunden. Wenn er nur käme wie im Traum!"

„Hör' auf, hör' doch auf" — er suchte ihr den Mund zu verschließen, „du darfst so nicht sprechen."

Er stöhnte. „Du stirbst ja nicht, Maria — um Gotteswillen, sprich nicht so!"

„Doch, ich sterbe." Sie machte sich von ihm los und saß frei aufrecht in ihrem Bett. Rot brannte auf ihren Wangen. „Wenn es ein Mädchen ist, laß es nicht heiraten — es soll nicht, hörst du? Es soll sich des Lebens freuen, aber es soll lange leben. Es ist so schön zu leben; wir waren doch auch einmal sehr glücklich, nicht wahr, Fritz?" Sie sah ihn mit rührendem Lächeln an.

Ein wütender Schmerz trieb ihm Thränen in die Augen, er kehrte sich ab und verbarg das Gesicht in den Kissen.

Ihre Hände stahlen sich heran und streichelten ihn.

„Mein Mann, mein Geliebter, es war doch schön!" Sie flüsterte mit einer lange nicht mehr gehörten Zärtlichkeit, sie kam näher, duckte sich, schmiegte sich und legte die Stirn an seine Wange.

„Weißt du noch, wie wir im Wald saßen am Bach, der gluckste und murmelte, wir mußten lachen; und dann abends auf der Wiese, ich rieche noch das Heu, so feucht, so lind, und die Sterne am Himmel und auch der Mond? Und dann bei Behrents hinten im Garten und unter den Bäumen, wir tanzten, ich hatte nie so gern getanzt wie den Abend — weißt du noch?"

Er ließ sie ruhig plaudern, er hütete sich, sie zu unterbrechen; so heiter war sie lange nicht gewesen. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihm auf — wenn es besser würde!

„Und du hattest mich immer lieb; o du Geliebter,“ flüsterte sie innig. Sie drängte sich fester an ihn.

Mit beiden Armen hielt er sie umschlossen. Er fühlte ihr Herz an dem seinen pochen, ihr warmer Atem stieg ihm in's Gesicht. Die Kerze flackerte mit längerer und längerer Schnuppe, dem Verlöschen nah, sie warf phantastische Reflexe durch das warme Gemach. Maria raunte und lispelte von zärtlichen Erinnerungen; hier war's so still, so weltenweit, ein süßes Vergessen kam über ihn — da — mit einem unartikulierten Laut schreckte sie auf. Sie stieß ihn von sich — Furcht, Staunen, Entsetzen, alles auf ihrem Gesicht.

„Was ist, was hast du?“

„Still!“ Sie legte den Finger auf die Lippen und sprach mit veränderter tiefer Stimme. „Still — es regt sich — jetzt, jetzt wieder, es bewegt sich!“ Sie krampfte mit beiden Händen die Bettdecke über ihrem Leib zusammen und stierte geradaus. „Still, stör' es nicht! Ha! Es stößt mir das Herz ab.“ Sie stieß einen markerschütternden Schrei aus: „Ich hatte es vergessen — aus, aus — alles aus!“ —

In dieser Nacht schlief Schöller garnicht; er hatte am Morgen einen Kopf, blechern und wüst wie nach einem schweren Gelage in der Studentenzeit. Maria schlich herum, bleich und weltabgeschieden; sie hörte nicht zu, wenn Tante Clotilde mit ihr sprach. Diese verzweifelte; sie sah Schöller an mit einem grimmigen Haß, ihre Vorliebe für ihn schien ganz verschwunden. Kühlewein suchte ein ärztliches Verhör mit der jungen Frau

anzustellen, sie blickte ihn starr an, schüttelte den Kopf mit einer abweisenden Gebärde, stand auf und ging in's Nebenzimmer.

Dort suchte Fräulein Clotilde sie nach einer Weile und fand sie, auf der Chaiselongue liegend, das Gesicht mit den geschlossenen Augen matt zur Seite gekehrt.

„Meine süße, liebe Maria, du leidest — hast du mir nichts anzuvertrauen?"

Keine Antwort; das blasse Gesicht mit den herabgezogenen Mundwinkeln veränderte keinen Zug.

Die Tante wurde dringender. „O geliebtes Kind, sprich dich doch aus, es wird dich erleichtern." Sie selbst brach in Thränen aus. „Ich weiß ja, was du denkst, nach den traurigen Erfahrungen, die wir gemacht haben —"

„Ja, ja, ja" — Maria schnellte empor, so rasch und heftig, daß das Fräulein sich entsetzte — „das ist's, ich muß sterben." Sie wand sich wie in körperlichen Schmerzen. „Weißt du noch, wie Lora gestorben ist?" Sie packte der Tante zarten Arm und zerquetschte ihn fast zwischen den bebenden und doch starken Händen. „Ich werde auch sterben, da ist keine Hülfe, keine Rettung!" Sie blickte sich wild um. „Wohin ich auch sehe, nichts wie Tod — Tod — Tod!" Ihre Stimme steigerte sich, sie schrie: „Tod in Qual und Ekel und Entsetzen — hörst du?" Sie rüttelte die schwache Gestalt, als sei die die Ursache alles Leidens. „Hülfe! Hilf mir! Ich will nicht sterben. Du weißt nicht, was es heißt, jemanden lieben und sterben müssen, ihn —

Tante, sieh mich nicht so an!“ Sie brach mit einem gellenden Auflachen ab und ließ den Arm der Erschrockenen fahren. „Ich bin nicht verrückt, aber ich werde noch verrückt. Ich kann nicht mehr thun wie ich will; etwas Andres regiert mich, ich muß thun, was das will. Ich lebe zwei Leben, eins in der Wirklichkeit, das andre im Traum. Ich weiß wohl, ich gehe, spreche, esse; aber das ist mein äußerer Mensch, innen ist nur der eine furchtbare Gedanke. Und der Druck wird schwerer und schwerer, und die Angst wird größer und größer — Hülfe!“ Sie krümmte sich mit einem wilden Aufschrei, dann wühlte sie die Hände in die Haare und starrte verzweifelt geradaus.

Kühlewein öffnete die Thür. „Der Kollege ist da. Verehrtes Fräulein, gestatten Sie, dürfen wir eintreten?“

„Wer ist da? Wie, was wollen Sie?“ Maria sah verwirrt um sich.

„Geliebtes Kind, die Aerzte — der gute Kühlewein wird —“

„Nein — keinen herein!“ Mit unheimlicher Geschwindigkeit sprang Maria auf. „Wollen sie sagen, wie lang' ich noch zu leben habe? Ich will's nicht wissen. Laßt mich in Ruh!“ Wie ein gehetztes Wild ließ sie die Augen umherfahren. „Laßt mich!“ Mit einem Satz war sie an der Thür; aufreißen, hinausstürzen, sich im Schlafzimmer verschließen, alles das Werk weniger Minuten. Keine Antwort auf alles Klopfen.

Fräulein von Sperrholz und Kühlewein reisten ab, sie waren nicht lange geblieben.

Das Fräulein zerschmolz in Thränen beim Abschied; Maria sah aus wie eine Marmorstatue, weiß, kühl und ruhig. Sie stand, auf den Arm ihres Mannes gelehnt, an der Hausthür und sah dem davonrollenden Wagen nach. Tante Clotilde ließ ihr bethräntes Taschentuch zum Fenster hinauswehn, Maria winkte nicht wieder.

„Thut dir der Abschied nicht leid?“ fragte Schöller.

„Der Abschied?“ Sie betonte das ‚der‘. „Nein!“

Es kamen keine Scenen mehr vor, kein lautes Schreien, keine Heftigkeit. Sie hatte sich ergeben. Aber der Glanz ihrer Augen erlosch ganz, sie schlich wie ein schwerfälliger Schatten. Stundenlang versank sie in stummes Brüten; die Dienstmagd ging auf den Zehen, es war, als sei ein Sterbender im Haus. Nur in der Nähe ihres Mannes lebte sie noch; er wagte kaum mehr sie zu verlassen. Er wurde mager und bleich. Die Tage waren freudlos, die Nächte schlaflos und immer, immer diese Angst. So kam Weihnachten heran. Frau Trude Behrent fragte treulich nach Marias Befinden; sie wurde nie vorgelassen. Heut' am Tag vor'm heiligen Abend kam sie, mit Packeten beladen, die kleine Pelzmütze weiß voll Schnee. Unten im halbdunklen Flur stand sie außer Atem, rotwangig, sehr vergnügt, sehr eilig; Schöller fühlte den Strom der Frische von ihr auswehen.

„Was macht Ihre Frau?“

„Immer beim alten.“

Ihre guten Augen füllten sich rasch mit Thränen, sie sah den blassen, vergrämten Mann an. „Wie traurig! Wenn sie mich doch einmal sehen möchte.“

„Sie will doch nicht.“ Er zuckte resigniert die Achseln.

„Ach was! Lassen Sie mich nur herein!“ Die energische Frau lud die Rute, den Hampelmann und all den Pfefferkuchen ab. „Ich habe für meinen Jungen eingekauft,“ sagte sie strahlend, „so — nun, wo ist sie?“

Sie sprang vor ihm her die Treppe herauf, sie trat ein, ehe er sie anmelden konnte.

Maria lag wieder lang ausgestreckt. Ihre düstren Augen hefteten sich auf den Christbaum, der mitten im Zimmer stand. Schöller hatte darauf bestanden, eine herrliche Tanne war gekauft worden. Nun stand sie breit, grün, duftig da, aber niemand freute sich darüber.

Beim Eintritt der Fremden schreckte die junge Frau auf; es war, als wollte sie fortlaufen.

Trude Behrent faßte sie schnell an beiden Händen. „Fröhliche Weihnachten,“ sagte sie herzlich. „Lange nicht gesehen — ei —“ die frischen roten Lippen drückten einen Kuß auf Marias bleiche Wange — „Sie sehen ja famos aus; nein, wirklich sehr gut!“

„Finden Sie?“ Es glitt wie ein Hoffnungsschimmer über das verdüsterte Gesicht. „Finden Sie wirklich?“

„Na ob!“ Frau Trude lachte. „So habe ich nicht ausgesehen, ehe unser Jungchen geboren wurde —

merkwürdig, die Zarten überwinden's immer besser wie die Robusten." Sie fing einen dankbaren Blick von Schöller auf und nickte unmerklich. „Ihr Mann sagte, Sie hätten durchaus den Berliner Professor nicht gewollt, da haben Sie ganz recht gehabt, i was! Wozu auch?"

„Wozu auch?" wiederholte Maria. Es war eine bittre Betonung in ihren Worten. Die andre plauderte weiter, als hätte sie nichts gehört.

„Es ist doch hübsch, daß Weihnachten ist, warten Sie nur, wenn Ihr Kind erst nach den Lichtern zappelt. Unser Junge wird schon so unartig, ich habe ihm eine Rute gekauft!" Sie lachte heiter. „Es ist zu schön!"

„Ja, es muß schön sein," wiederholte Maria mit einem Ausdruck, der Schöller das Herz brechen wollte. Auch Frau Trude sah betroffen drein. Das war ein Klang hoffnungslosester Sehnsucht. Eine Weile schwiegen alle drei. Schöller war an's Fenster getreten, hatte den Frauen den Rücken zugekehrt und starrte hinunter in den vereisten Garten.

„Ich will Ihnen mal die Rute zeigen und auch den Hampelmann, ich hole sie!" Rasch war Trude Behrent zur Thür hinaus, draußen auf dem Flur zog sie ihr Taschentuch und wischte sich Nase und Augen. „Zu traurig, wie sieht sie aus!"

Drinnen murmelte Maria: „Laß sie gehen."

„Warum? Sie ist doch so nett?"

„Ja, ja."

Frau Trude trat wieder ein, sie zeigte umständlich ihre Schätze, erzählte von ihrem Jungen und steckte

Maria vom besten Pfefferkuchen in den Mund. Verschämt zog sie dann ein Päckchen aus der Tasche und legte es auf den Tisch: „Machen Sie mal auf, ein ganz kleines Weihnachtsgeschenk!“ Mit eigentümlichem Blinzeln sah sie zu, wie Maria auswickelte — ein winziges Kinderjäckchen, fein gestrickt mit rosa Bändchen.

„Für das Kind,“ lächelte Trude Behrent und fiel dann plötzlich der andren um den Hals, „nehmen Sie's, werden Sie so glücklich, wie ich's war, als ich unsrem Jungen das erste anzog. O, Sie glauben nicht —“ sie sprang lebhaft auf, von ihrem Gesicht ging ein sonniger Glanz aus, „was das für ein Gefühl ist! Ich habe keine Ahnung von Philosophie, aber darüber möcht ich ein Werk schreiben, ein Band würde nicht reichen. So ein kleines hülfloses Geschöpf! So ein Gefühl, so ein wunderbares Gefühl! Liebe, Liebste,“ sie nahm Marias Gesicht zärtlich zwischen ihre beiden warmen Hände: „Wenn die Stunde 'ran kommt, ist man tapfer wie ein braver Soldat vor der Schlacht, was man vorher an Angst gefühlt hat, ist weg. Man kriegt einen Heldenmut. Vorher hab ich immer an Sterben gedacht — pa — dann keine Idee!“

„Sie auch?!“ Maria sah sie mit großen Augen an.

Frau Trude nickte: „Wir alle. Da ist keine, die das nicht gedacht hätte. Aber es geht immer gut, immer!“

„Nicht immer.“

„Immer.“ Trude Behrent ereiferte sich. „Es geht gut, und man muß das auch glauben. Wissen Sie denn

nicht, daß Sie ihm schaden, wenn Sie sich fürchten?“ Ihr lachendes Gesicht wurde sehr ernst. „Sie haben nun eine Verpflichtung. Meine Mutter sagte damals: ‚Kopf oben, Trude! Wir alle sind geboren worden; unsere Mütter haben's ausgehalten, du allein wirst doch nicht die Flinte in's Korn werfen!? Soll es ein elendes Geschöpf werden? Nein! Dann man los, immer tapfer, Trude!‘ Und sehen Sie, nun hab ich einen Prachtjungen. Adieu,“ sie lachte wieder und gab ihrer Pelzmütze einen Stoß, daß die gerade saß, „ich muß nun gehen. Hänschen zieht sich sonst die Tischdecke über den Leib; Male muß scheuern. Adieu!“ Sie drückte Schöller herzhaft die Hand und küßte Maria zärtlich. „Lebt wohl, ihr Leutchen!

Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wohl zu der halben Nacht!“

Sie summte die alte Weihnachtsmelodie, ihre Augen schimmerten feucht; mit Hampelmann und Rute schob sie sich eilig zur Thür hinaus.

Schöller gab ihr das Geleit; als er wiederkam, stand Maria am Tisch, hatte beide Zeigefinger in die winzigen Aermel des Jäckchens gesteckt, hielt es vor sich und sah es an mit einem seltsamen Gemisch von Freude und Schmerz im Ausdruck. Ihre entstellte Gestalt beugte sich ganz danach, wie hingezogen.

„Maria, geliebtes Weib!“

Sie schüttelte den Kopf, sie lächelte wehmütig: „Für unser Kind! Oh —“ sie hob das Jäckchen hoch in die Höhe, „daß ich's nie drin sehen werde!“ —

*   *
*

Von den Türmen Weihnachtsglocken, Weihnachtskerzen hinter den Fenstern, in den Herzen Weihnachtsfreude.

Heilige Nacht. Der Stern von Bethlehem blitzt zwischen seinen Brüdern.

Schöller saß im Zimmer seiner Frau; es war wohl durchduftet von Wachskerzen und Tannenzweigen. Aber die Kerzen waren ausgelöscht und Maria auch nicht da; sie war zu Bett gegangen, sie hatte den ganzen Abend still geweint.

Nur die Freudlosigkeit war noch mit dem einsamen Mann im Zimmer. Er saß am Ofen, hatte das Thürchen geöffnet und blickte in die springenden und dann sterbenden Funken. Er dachte an Vergangenes und Zukünftiges. Und die Freudlosigkeit stahl sich dicht neben ihn, tuschelte ihm in die Ohren und stieß sein Herz an, daß es weh that. Er fühlte, wie es zitterte und sich zusammenzog, wie ein Krampf von dort in die Höhe stieg. Die Brust hinauf bis in den Kopf. In den Schläfen ein dumpfes Klopfen, ein betäubendes Hämmern. Der Hals war ihm trocken, er mußte schlucken und schlucken; kein bißchen Feuchtigkeit im Mund, ein quälendes verdurstetes Ausgebranntsein. Das Duften der Tanne und der Kerzen

erschwerte das Atmen; mit düster zusammengezogenen Brauen sah er im Zimmer umher.

Der trauliche Raum schien verändert, die Sofas, der Tisch, die Bilder an den Wänden, alles von einem mißfarbenen Schleier überzogen; die Ecken blickten wie leere Augenhöhlen.

„Hier ist mein Reich," wisperte die Freudlosigkeit. Ihr Atem kitzelte ihn in den Ohren, ihre Krallen schlugen sich ihm in's Gehirn. Er faßte sich an die Stirn und stöhnte — da innen war ein Wirrsaal und ein Brennen, ein unausgesetzt wühlender Schmerz.

Das war ein Weihnachtsabend! Schöller fühlte sich krank; nicht körperlich, sein Leiden saß tiefer. Seine Seele war wund und zermürbt; sein Mut aufgebraucht wie ein allzu strapaziertes Kleid. Immer, immer das gleiche Leid Tag und Nacht und in der Ferne der Hoffnungsschimmer blasser und blasser!

Er sprang auf und riß das Fenster auf — Luft, Erquickung! Weit beugte er sich hinaus und starrte auf zum sternbesäten Himmel. Die Sterne standen nicht still, in zitterndem Funkeln hüpften sie. Eisige Nachtluft schnitt in's Gesicht und preßte die glühende Stirn wie mit Klammern. Ganz fern waren schon die Lichter erloschen; glückliche Menschen, glückliche Kinder schliefen. In tiefem Schweigen lag der Garten, fahl schimmernd unter'm Leichentuch. Frühling und Freude dahin, der Schnee hatte sie bedeckt und die Weihnacht ging darüber weg und weckte kein Leben.

Der einsame Mann murmelte Unverständliches zwischen zusammengebissenen Zähnen, zitternd vor Frost schloß er das Fenster. Die ganze Stube war durchkältet, man sah den Hauch vor'm Mund, und doch rann ihm der Schweiß über den Körper.

Er horchte — immer glaubte er die müde, klanglose Stimme zu vernehmen. Immer sah er die sich schleppende Gestalt. Todesbangigkeit in entstellten Mienen, Trostlosigkeit in glanzlosen Augen, ein Gemisch von hülfloser Zärtlichkeit und wilder Verzweiflung — das war Maria.

Sterben, sterben, sterben, das war der Refrain.

Sie hatte all die Geschenke angesehen, die er ihr aufgebaut, matt in der Hand gehalten und matt darauf hin gelächelt. Wenn sie's auch nicht sagte, ihr Lächeln sprach deutlich: „Wozu mir das noch?" Die Lichter knisterten und bestrahlten das Zimmer, aber der Weihnachtsengel flog nicht um den Baum, die Freudlosigkeit saß oben und grinste.

„Oh!" Mit dumpfem Stöhnen preßte Schöller die Hände an die Schläfen — nur nicht die Stimme hören, diese geliebte und doch so schreckliche Stimme, nur nichts sehen! Wild rannte er auf und nieder, sein Fuß stieß an ein Buch; auf dem Teppich lag's, achtlos hingeworfen, halb unter der Chaiselongue. Er bückte sich und hob es auf; das hatte er in Marias Hand gesehen, gelesen hatte sie wohl nicht darin, sie pflegte mit großen Augen weit über die Seiten wegzustarren oder mechanisch zu blättern.

Mit tiefer Trauer blickte er auf das Buch — nichts, nichts hatte mehr Interesse für sie — er wollte es weglegen, da rutschte ein Briefcouvert aus den Seiten. Mit zittrigen Buchstaben beschrieben, hastig hingekritzelt. Er las:

‚Mein Testament.‘

Sie hatte ihn gestern um eines seiner großen Aktencouverts gebeten; dies war's.

Was — was sollte das?! Seine Augen öffneten sich weit — ‚Mein Testament?!‘

Das Couvert war nicht geschlossen, er riß den Bogen heraus; noch hatte sie nicht zu Ende geschrieben.

‚Daß ich sterben muß, weiß ich. Du mein ‚unendlich geliebter, o Du lieber, lieber Mann! ‚Ich habe Dich so lieb, ich bitte Dich um Verzeihung für all das, was ich Dir angethan ‚habe. Ich kann nicht dafür; es ist die Qual, ‚die Angst, Dich zu verlassen. Ich danke Dir ‚tausendmal, daß Du so gut zu mir gewesen ‚bist; wenn Du später nachts wach liegst und ‚Du fühlst einen Hauch auf deiner Stirn, dann ‚bin ich's. Man sagt, es gäbe keine Geister, ‚es giebt doch welche — ich werde um Dich ‚sein. Ich würde Dich bitten, stirb mit mir, ‚aber das darf ich nicht; da ist das Kind. ‚Und das wird leben, ich fühle, wie es sich ‚regt, es mahnt mich alle Tage. Leb' wohl, ‚leb' wohl, leb' wohl! Ich bin nicht mehr ver‚zweifelt, ich bin ganz still. Ich bin nun einmal

‚zum Tod bestimmt. Aber ich bete nicht mehr ‚zu Gott, er hilft mir doch nicht. Wenn ich ‚nun gestorben bin, sollst Du folgendes ‚verteilen:

1. An Tante Clotilde:
Meine Kleider.

‚Sie hat Loras Kleider in einen Schrank ‚gehängt, am Geburts- und Sterbetag nimmt ‚sie die heraus, sonnt sie und weint drüber. ‚Nun hängt sie meine dazu.‘

2. An Kühlewein:
Das Schachspiel.

‚Er hat es mir zur Hochzeit geschenkt, er ‚hat gedacht, wir würden auch Schach spielen, ‚wie er mit Tante Clotilde. Mein Fritz, wir ‚haben nie Schach gespielt! Mag er's nun ‚wieder haben, mögen sie damit spielen.‘

3. An Trude Behrent:
Die Broche mit dem Brillantstern.

‚Sie hat die Broche immer bewundert, es ‚ist das Wertvollste, was ich habe. Und danke ‚ihr noch einmal für das Jäckchen, ich habe es ‚mir so oft angesehen. — Gieb der Male auch ‚was, sie ist immer so nett zu Behrents Jungen. ‚Und unsrem Mädchen gieb mein ganzes er- ‚spartes Geld, sie soll gut zu unsrem Kind

‚sein. Gieb das Kind nicht zu Tante Clotilde.
‚Pfleg' meine Blumen gut und bring mir
‚davon immer welche auf's Grab. Den Trau-
‚ring zieh mir nicht vom Finger, ich will ihn
‚behalten. O mein Mann, mein geliebter
‚Mann, ich kann, ich kann Dich nicht —'

Hier war abgebrochen.

Als brenne glühendes Feuer seine Finger, so ließ Schöller Buch und Papier fallen, er schlug die Hände vor's Gesicht und sank auf den nächsten Stuhl. Er konnte nichts mehr denken, nichts mehr fühlen, er war wie erschlagen. Seine Frau — seine Maria! Eine wahnsinnige Zärtlichkeit erfaßte ihn plötzlich, und dann ein wahnsinniger Schmerz. Er konnte es nicht mehr ertragen; laut stöhnend sprang er auf, rasend wie ein wildes Tier jagte er durch's Zimmer.

„Maria — Maria!"

Die Verzweiflung packte ihn, in seinem Kopfe schnurrte ein Räderwerk: Rrrrr.

„Ich werde verrückt!"

Er schrie auf — ein trockener heiserer Schrei — ach, wenn er nur weinen könnte! Wie glimmende Kohlen lagen die Augen in den Höhlen; kein Tropfen. „Maria!" Außen dunkel, innen dunkel. „Heilige Nacht! Haha!"

Ein bitteres, qualvolles Lachen entrang sich seiner Kehle, er taumelte in's Nebenzimmer. Mit Blitzesschnelle jagten Gedanken durch den Kopf — Bild auf Bild des früheren Lebens — Maria, Maria überall, sie ver-

drängte alles. Sterben — Grab — leben ohne sie — nein!

Wie ein Betrunkener stolperte er an den Gewehrschrank, er brachte das Schloß nicht auf, der Schlüssel fiel ihm aus den bebenden Händen, er bückte sich nicht danach, er schlug in die Scheibe. Das Glas klirrte, das warme Blut rann ihm über die Faust; er fühlte den Schmerz nicht, er fühlte überhaupt garnichts als eine grenzenlose, unerträgliche Pein. Gierig tappte er in den Schrank; da standen seine Jagdgewehre, friedlich aufgereiht, wie zum Hohn zeigten sie den grünen Schultergurt. Hoffnungsgrün — zum Lachen! Alles mußte schwarz sein, schwarz.

Er packte eine Büchse, er fingerte daran herum; eine unwiderstehliche Lust überkam ihn, die nötigen Handgriffe zu thun, zu laden, anzusetzen, loszudrücken. Das Pulver blitzt auf, dumpf knallt der Schuß, das Wild liegt am Boden, es verröchelt den letzten Atemzug.

Oh — aus — nichts denken mehr, die furchtbar drohende Zukunft los sein! Am Boden liegen, starr, gebrochenen Auges — war das nicht Wonne? Endlich Ruhe!

Er hob die Flinte aus dem Stand, er drückte sie an sich wie ein geliebtes Wesen, das kalte Metall des Hahns berührte seine glühende Wange. Er schauderte nicht zusammen, immer fester und fester drückte er. Ein Wirbelwind von Gedanken brauste in seinem Kopf auf — sie werden ihn finden, aufheben, auf's Bett tragen,

der Doktor kommt, sie hantieren an ihm herum, das Ende vom Lied — sie begraben ihn.

Die Augen zugepreßt, die Zähne aufeinander gebissen, suchte er — wo war der Kugelbeutel? Da in der Ecke lag nur die Schrotbüchse; unwirsch warf er sie zurück, daß sie aufsprang und die kleinen Bleikügelchen massenweis hervorstürzten und verkollerten. Das Wasser lief ihm in großen Tropfen von den Schläfen herunter, das Haar lag wie angeklebt auf der Stirn. Er suchte.

Wo, wo? Er warf alles untereinander, er suchte mit der Hast des Verzweifelten; die Jagdtasche fiel ihm in die Hand, dran steckten noch ein Tannenreis und ein kleiner Büschel Erika. Er starrte darauf hin — das Leben grüßte noch einmal. Ein sonniger Tag im Spätherbst war's gewesen, als er sie pflückte; auf der Haide noch Bienengesurr, Schmetterlingsgaukeln und blauer Himmel darüber. Da hatte er noch gehofft; hoch aufgerichtet, männlich war er durch's Kraut geschritten, ein Herr der Kreatur — pfui, und jetzt?!

Ein Mann? Kein Mann!

Er warf das Gewehr von sich, polternd stürzte es in den Schrank — da lag die Versuchung und noch letzte Splitter der zertrümmerten Scheibe klirrten hinterdrein.

Er sah scheu umher. — Gott sei Dank, allein! Niemand hatte ihn gesehen.

Langsam, rückwärts schreitend, entfernte er sich vom Schrank. Auf der Schwelle zum Zimmer seiner Frau drehte er sich um; er stand und starrte am Tannen-

baum vorbei, hinüber zur Chaiselongue. — „Maria!"

Er stöhnte und drückte die geballten Fäuste gegen die Stirn. Er schwankte, die Kniee knickten ihm ein, lautlos sank er in sich zusammen.

* * *

Kalte Wintertage über dem kleinen Haus im großen Garten, Schneewälle türmen sich rundum. Kalte Winternächte, schwärzer denn je welche zuvor.

Ueber dem Dach schwebt ein Etwas mit schweren Flügeln — es drückt, es drückt, es drückt.

Unerträglich ist die Luft in den Zimmern, erstickend, eingeengt; die Glieder sind schwer wie Blei, die Gedanken kriechen wie matte Fliegen.

Die Wintersonne kommt bleich heraufgeschlichen und schwebt als verschleierte Scheibe am Firmament — man ahnt sie nur.

Angstvoll, in todesbanger Zärtlichkeit klammern sich die beiden Menschen aneinander, ihre Liebe ist noch da, sie ist noch stärker als vorher, aber sie thut weh. Sie schneidet in's Herz wie mit Messern; sie kriecht und windet sich unter dem furchtbaren Druck.

Schöller erschien wie ein alter Mann, er beugte sich vornüber, sein Rücken wurde rund. Um Mund und Augen zogen sich unzählige Linien und über der Nasenwurzel zwei tiefe eingegrabene Falten; die wichen nicht mehr.

Sie wußten nicht, ob sie den verhängnisvollen Tag noch in weite Ferne wünschen sollten; oder sollte er

schon morgen, übermorgen da sein? Die Qual war gleich groß. Sie legten die Hände in den Schoß und warteten mit stumpfer Resignation.

Jeden Abend legte sich Schöller nieder in der Erwartung von etwas Schrecklichem. Er nahm sich vor, nicht zu schlafen, gleich bei der Hand zu sein, Hülfe zu holen; alles war vorbereitet. Er lauschte auf jede ihrer Bewegungen, und dann war er doch so todmüde, so jeden Widerstandes bar, daß er einschlief. Er schlief, nicht zu erwecken; er lag auf dem Rücken, steif wie aus Holz geschnitten. Sein Gesicht war ängstlich verzogen, er träumte immer das eine, das entsetzliche.

Sie schlief fast gar nicht mehr, aber sie störte ihn nicht. Trude Behrent hatte recht, man wird tapfer. Jeden Abend flocht sie ihr langes Haar fest ein, es sollte sie in dem furchtbaren letzten Kampfe nicht hindern. Licht und Feuerzeug stellte sie dicht an's Bett, nur die Hand brauchte sie auszustrecken. Dann lag sie mit offenen Augen und wartete.

Tag um Tag, Nacht um Nacht, und wieder Nacht um Nacht und Tag um Tag.

Alle Nerven spannten sich an, die Erwartung war so groß, daß selbst der Tod eine Erlösung schien.

Und endlich — die Stunde kam.

Die Lippen zusammengepreßt, bleich wie der Tod weckte sie ihn, mitten in der Nacht.

„Was — was?“ Er konnte sich nicht ermuntern.

Und dann fuhr er auf und war doch wieder starr in einem Entsetzen, das alle Glieder lähmte.

Sie sagte nicht viel, sie umfing ihn nur mit einem letzten langen Blick. Sie drückte seine Hand mit ungeahnter Kraft: „Leb wohl!“ —

* * *

„O das niedliche Kind, das liebe, liebe Kind,“ sagte Trude Behrent und beugte sich tief über das mullverhängte Körbchen, in dem das kleine Geschöpf schlummerte.

Sie sah es heut zum ersten Mal, es war acht Tage alt.

In dem Zimmer gedämpftes Licht; es roch nach milder Seife, nach lauem Wasser, nach einem frischen gesunden Kinderkörper. Auf Filzschuhen glitt die Wärterin hin und her, ihr rotes Gesicht strahlte freundlich unter der weißen Haube.

„Ach, das süße Kind!“ Frau Behrent jauchzte laut auf, sie drückte einen raschen Kuß auf das geballte Kinderfäustchen.

„Pst!“ Die Wärterin klopfte sich mit der Hand auf den Mund. „Frau Amtsgerichtsrat, schreien Sie man nicht so, sie,“ sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach der Nebenthür — „sie weiß ja eigentlich noch gar nicht, was sie für 'nen dicken Jungen hat. Sie hat die ganzen Tage verschlafen. Nun ist der Doktor drin. Wir,“ sie tätschelte stolz auf das Bettchen des Kindes — „wir haben keinen Doktor nötig.“

„Frau Neumann!“ Doktor Jung steckte den Kopf aus der Thür der Wochenstube — „bringen Sie Frau

von Schöller etwas zu essen, sie hat Appetit. Ah, gnädige Frau!" Er trat vollends in die Stube und schüttelte der jungen Frau die Hand.

Sie sah ihn erregt an: „Wie geht es drin?"

„Gut, ganz gut." Er lächelte; sein kluges, aus der Studentenzeit her mit ein paar Schmarren verunziertes Gesicht, sah ungemein beruhigend aus. „Den Umständen nach außerordentlich befriedigend. Morgen ist der neunte Tag, wir sind über den Berg. Bald steht sie auf."

„Gott sei Dank!" Frau Trude faltete die Hände. „Ich habe mich so geängstigt — und Schöller? Der mag glücklich sein!"

Das Gesicht des Arztes verfinsterte sich. „Gehn Sie mal zu ihm, er sitzt drüben in seiner Stube; er macht mir Sorge."

„Wieso?"

„Gehn Sie nur, gehn Sie nur zu ihm." —

Trude Behrent klopfte an Schöllers Arbeitszimmer.

„Herein!"

Er saß am Schreibtisch hintenüber in den Sessel gelehnt. Er hatte nichts vor sich, weder Blatt noch Buch; er starrte in's Leere.

„Lieber Herr von Schöller, ich gratuliere, ich gratuliere!"

Er bewegte abwehrend die Hand. „Wozu?" Seine Stimme klang vollständig tonlos.

„Aber —“ Frau Behrent war verdutzt, sie konnte nicht den rechten Ton finden — „der Junge — zu dem Jungen! Er ist prächtig!“

Ein unendlich gleichgültiges „So —?“

„Aber, mein Gott —“ die lebhafte Frau faßte eine Hand — „freuen Sie sich denn nicht?“

Er antwortete nur mit einem stummen Blick. Sie erschrak über den vergrämten Ausdruck.

„Sie stirbt,“ flüsterte er. Der Kopf ank ihm auf die Brust, man konnte sein Gesicht nicht sehen.

Es war sehr still im Zimmer, selbst die Uhr tickte nicht; man hatte vergessen, sie aufzuziehn. Immer dieselbe Zeit.

Der Gramversunkene im Sessel rührte sich nicht, keine Regung verriet Leben, man sah nicht, daß er atmete.

„Mein Gott!“ Frau Trude faßte sich an den Kopf, sie war ganz verwirrt. „Das ist ja alles Unsinn! Sie ist ja ganz gesund!“

„Meinen Sie?“ Er drehte ihr das Gesicht zu und lächelte; es war ein schreckliches Lächeln, es verzerrte die Züge.

„Ja, ja, ich weiß, wie gütig Sie sind —“ kalt legte sich seine Hand auf die ihre — „Sie wollen mich beruhigen — täuschen. Doktor Jung will das auch. Aber ich lasse mich nicht täuschen. Glauben Sie denn nicht,“ fuhr er mit etwas mehr Anteilnahme fort, „glauben Sie denn nicht, daß ich mich selbst gern täuschen möchte? Aber ich kann nicht. Das Schicksal ist uner-

bittlich. Wir müssen auseinander. Sie stirbt, sie stirbt mir!“ Er jammerte auf.

Sie hatte den ruhigen Mann nie so gesehen, im Tiefsten betroffen stand sie da, leise streichelte sie seine Hand. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Aber — aber —“ schüchtern, wie sonst nie, kam sie mit den Worten heraus — „sie ist wirklich ganz gesund. Ich weiß wirklich nicht, was Sie wollen.“ Sie faßte sich ein Herz und rüttelte ihn an den Schultern. „Seien Sie doch nicht so komisch! Sind Sie denn blind? Sehen Sie doch! Aber so sehen Sie doch!“

„Sehen — —!“ Er wischte sich mit der Hand über die Augen, als streife er dort etwas weg. „Ich sehe ja!“

„Nein, Sie sehen nicht!“ Ungestüm zog sie ihn auf. „Kommen Sie, kommen Sie rasch, der Doktor ist noch da, fragen Sie doch, er wird es Ihnen sagen, morgen ist der neunte Tag, noch ein paar Tage und sie steht auf! Sie lebt, sie wird leben!“

„Sie wird leben?“ . . . Er sah sie an, als hätte sie eine Thorheit gesagt.

„Ja, lieber Herr von Schöller,“ sie ergriff seine beiden Hände, „ich sprach eben mit Doktor Jung. Er lachte, er rief, Ihre Frau hätte Appetit; er ist sehr zufrieden.“

„Ich kann — es nicht glauben — nein, ich glaube — es nicht!“ Seine Zunge war schwer, er sprach wie ein Verwirrter. „Ich glaube es nicht.“

„Bei meinem lieben Kind, bei meinem Hänschen, ich schwöre es Ihnen — sie wird leben!"

„Leben — leben!" Er krampfte die Hände ineinander und riß sie wieder auseinander. „Leben — Maria, Maria!" Er legte die Hand über die Augen und stand regungslos. „Ich besinne mich, wie sagte sie doch?! Hören Sie," mit eiserner Hand faßte er den Arm der jungen Frau und preßte ihn, „‚leb wohl' sagte sie zu mir. Und wie die schreckliche Not vorbei war, wie das Kind dann aufschrie, und wie es hier innen" er schlug sich auf die Brust, „wie ein Hoffnungsschein dämmern wollte, da flüsterte sie — ich höre das Flüstern immer und immer, es macht mich rasend — ‚ich sterbe doch'. Nein, was Sie auch sagen, was Jung sagt und alle anderen — sie stirbt! Ich habe keine Hoffnung mehr." Die Arme sanken ihm schlaff herunter; er stierte auf einen Fleck.

Die junge Frau öffnete den Mund, sie wollte noch etwas sagen.

„Still," sagte er fast brüsk, „sparen Sie sich die Mühe."

* * *

„Sind Sie wach, Herr Amtsrichter?" flüsterte Frau Neumann und pochte an die Thür von Schöllers Arbeitszimmer; sein Bett war ihm dort auf dem Divan zurechtgemacht.

Er fuhr auf; er hatte fest geschlafen, noch konnte er die Lider nicht heben. Wer rief da?

Wieder das Klopfen. „Herr Amtsrichter!“

Nun saß er auf dem Bettrand, ein plötzlicher Schreck hatte ihn aus den Kissen gerissen — was wollte die Frau? Ein lähmendes Entsetzen überfiel ihn, er konnte die Füße nicht heben. „Ich — ich komme — was —“ Er konnte nicht fragen: „Was ist geschehen?“ Er wußte es ja.

Die Schlaftrunkenheit war jäh gewichen — er hatte so schön geträumt — und nun war die furchtbare Wirklichkeit da! Grauendes Licht stahl sich durch's Fenster. War es Nacht, war es Tag? Er wußte es nicht.

„Ach, Herr Amtsrichter“ — Frau Neumanns Stimme klang merkwürdig ruhig — „Sie haben wohl noch fest geschlafen? Entschuldigen Sie, Ihre Frau möchte Sie gern sehen, sie hat mich geschickt, sie —“

„Ja, ja!“ Er warf ein paar Kleider über, er riß die Thür auf. Die Frau stand noch draußen, ihr ganzes freundliches Gesicht glänzte. Er packte sie an der Schulter, er redete nicht, seine zitternden Lippen sprachen auch ohne Worte eine entsetzte Frage aus.

Sie lachte vergnügt. „Guten Morgen! Sie hat die ganze Nacht wundervoll geschlafen, nun verlangt sie nach Ihnen. Sie will Sie doch heut gern gleich sehen, sie müßte Ihnen was sagen. — Kommen Sie nur!“

Er stolperte hinter ihr her. Sein Kopf war wirr und wüst, kein klarer Gedanke darin; mechanisch setzte er die Füße.

Er taumelte in die Thür, die Frau Neumann vor ihm öffnete. Jetzt winkte sie. Sie faßte ihn bei der

Hand und zog ihn an das verhängte Bettchen. Er folgte widerstrebend — was sollte er hier?

„Na, so sehen Sie sich doch Ihren Jungen mal an. Sie machen sich auch gar nichts aus ihm. Sie können ihn doch wenigstens 'nen Augenblick angucken," sagte die Frau beleidigt und schlug die Gardine zurück. „So 'nen prächtigen Jungen findet man nicht alle Tage!"

Sein Kind —?! Er stand und starrte auf das kleine Geschöpf; es schlief, die Fäustchen an die Wangen gedrückt. Er hatte es bis jetzt kaum angesehen. In der fahlgrauen Dämmerung sah man nur undeutlich, er bückte sich nieder. Das waren ihr Mund, ihre zierlich geformten Ohren, und jetzt — das Kind schlug die Augen auf, groß, langbewimpert, dunkel, — das waren ihre Augen!

„Meine Frau — ich will zu meiner Frau!" Er riß sich los und drängte nach der Thür.

„Mein Mann! Fritz!"

War das ihre Stimme? Das Blut rauschte ihm in den Ohren, er konnte kaum hören; wie durch eine dicke, dicke Wand drang der Ruf zu ihm.

„Komm zu mir!"

Er stürzte vorwärts — sie sprach, sie rief! Ihre Stimme, gestern noch schwach und matt, klang heut lebhaft, kraftvoller.

„Komm zu mir, rasch!"

Sie saß aufrecht im Bett, von Kissen gestützt. Ihre langen Flechten fielen rechts und links herunter

sie sah aus, wie ein ganz junges Mädchen, blaß, schmal, hochgeschossen; aber auf ihrer klaren Stirn lag eine geheime Würde, um ihren Mund spielte ein mütterliches Lächeln.

Sie streckte die Arme verlangend aus: „Mein Mann!"

Nun hielt sie ihn. „Das Kind," lispelte sie, „das Kind!" Und dann lauter, fast jauchzend: „Ich bin nicht gestorben! Ich bin heut aufgewacht, so — o ich kann's nicht beschreiben — auf einmal, plötzlich, so seltsam froh! Ich weiß gar nicht, wie mir ist —" sie faßte sich nach der Stirn und schaute mit einem glücklichen Lachen umher — „ich bin gesund, ich bin froh! Weißt du," — sie zog ihn fest an sich und hielt ihn dann von sich ab, mit einer seligen Miene sich in seinen Anblick verlierend — „daß alles vergessen ist? Fort! Sie sind weg. Kein Schatten kommt mehr." Ihr strahlender Ausdruck veränderte sich nicht. „Meine Mutter, meine Schwester schlafen sanft in ihren Gräbern — ich lebe, ich werde leben!" Sie jauchzte hell.

„Mein Mann — du, du — ich werde leben!" Sie legte beide Arme um seinen Hals, ihre Hände verschlangen sich ihm im Nacken. Sie küßte ihn, aber ihr Kuß war anders, als er es je gewesen, voll von einer sicheren heiligen Liebe.

Sanft, aber unwiderstehlich, drückten ihn ihre Hände nieder. Langsam beugte er sich tiefer und tiefer; jetzt sank er in die Kniee. Er hatte noch kein Wort

gesprochen, er sah sie nur immer groß an, mit verzückten Augen.

„Hörst du, mein Mann, ich ebe! Wir leben, jetzt, heut" — sie sah verklärt um sich — „den ersten Tag unseres Glücks!"

„Ja —" ein Schauer lief über ihn hin, er fuhr aus tiefer Versunkenheit auf — „du lebst!" Er schrie laut: „Du wirst leben!" Ein heftiges Schluchzen erschütterte ihn, er versuchte sich aufzurichten, er stürzte zusammen wie ein Baum und verbarg das Gesicht in ihrer Decke.

Er weinte unaufhaltsam, sein ganzer Körper bebte.

Sie sah auf ihn nieder, gerührt, zärtlich und doch mit einem strahlenden Lächeln.

„Hör auf, weine nicht! Sieh, mein lieber, lieber Mann, die Sonne!"

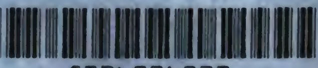
Golden schimmerte es in's Fenster, golden war's im Zimmer — Ströme goldenen Lichts in allmächtiger Fülle. Verschwunden die Schatten und das Grauen, als wären sie nie gewesen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Sie ist da, sie ist da, die große, die lebenspendende Sonne!

Inhalt

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
C024936027